



**BOOKCAMP23**

# BOOKCAMP23

Die Texte für diese Anthologie entstanden 2023 im Rahmen der Schreibwerkstatt »Book Camp 2023«. Das Schreibprojekt wurden geleitet von Annegret Held, Jens Schumacher und Ken Yamamoto.

© Texte 2024 by Hêjar Sinem Gezici, Mirja-Valentina Heblich, Florence Kiessling, Devin Koller, Katharina Krause, Matteo Stock, Aliah Urbar, Timur Utabaev, Marie Vogt, Clara Walters, Johanna Ziehl

Kontakt: LiteraturBüro e.V. Mainz für Rheinland-Pfalz, Am 87er Denkmal, Zitadelle E, 55131 Mainz  
[www.literaturbuero-rlp.de](http://www.literaturbuero-rlp.de)

Das Projekt wurde gefördert aus Mitteln des Ministeriums für Kultur Rheinland-Pfalz.

Coverfoto von Markus Spiske auf Unsplash

v 1.2

## INHALTSVERZEICHNIS

„Jamila und Jamil“ von Hêjar Sinem Gezici	4
„Selbstportrait“ von Mirja-Valentina Hebllich	7
„Alles ist bunt“ von Florence Kiessling	8
„Die magischen Handpuppen“ von Devin Koller	10
„Grün auf Grau“ von Katharina Krause	13
„Eiszeit“ von Matteo Stock	18
„Osamu Dazai – Disqualified as a Human Being“ von Aliah Urban	22
„Elektrische Wolken“ von Timur Utabaev	24
„Aus dem Leben einer Topfpflanze“ von Marie Vogt	29
„Treasure“ von Clara Walters	31
„Ein letzter Tanz“ von Johanna Ziehl	43

## „Jamila und Jamil“ von Hêjar Sinem Gezici

Ungeduldig marschierte er vor dem Gebäude hin und her. Wo blieb sie denn? Sie würden noch erwischt werden! Typisch Jamila, dachte er. Egal. Wenn sie nicht kommen würde, würde er einfach alleine wegrennen. Wütend seufzte er. Warum kann sie sich nicht beeilen! Er würde alleine wegrennen, das war ihm klar, aber er kannte Jamila zu gut. Sie würde ihm das Leben zur Hölle machen.

Warum hatte sie unbedingt mitkommen wollen? Sie war eine Frau, sie verstand nichts vom Männerkram. Und dennoch hatte er sie reingeschickt.

„Was läufst du so komisch hin und her, du Penner!“ Endlich, da kam seine Schwester aus dem Gebäude. Und wie üblich beleidigte sie ihn. Jamil rollte die Augen. „Typisch Frau, wenn du so lange brauchst, ist doch klar, dass ich verrückt werde.“ Jamila baute sich bedrohlich vor ihm auf, ihre Augen funkelten. „Pass auf, was du zu mir sagst, sonst knall ich dir eine. Wenn du den letzten Einsatz nicht verbockt hättest, wären wir nicht in dieser Lage.“ Jamil wich vor ihr zurück. Stolz präsentierte seine große Schwester ihm den gewollten Koffer. Jamil verkneifte sich einen Freudenschrei. Seine Schwester war einfach die beste. Also, wenn man bei Frauen auf was anderes achten würde als auf das Aussehen.

„Krieg ich kein Danke?“ Sie war älter als er. Er gestikuliert, dass sie schnell fort sollten, bevor sie jemand erwischte. „Komm, du altes Weib.“ Verdammt, warum war er nur so? Sie war älter als er. Sie huschten fort. Sie war älter als er. Sie musste ihn beschützen, obwohl er mit voller Inbrunst seinen Machismo auslebte.

Doch egal, wie schnell sie sich von dem Gebäude entfernten, es reichte nicht aus. „Jamil... Hör mir gut zu. Ich bin deine große Schwester. Ich hab' langsam genug von deinem Machismo. Benimm dich respektvoll oder ich werde dich allein lassen.“ Jamil schluckte. Sie hatte Recht. Doch wie hätte er ihr sagen können, dass das alles nur eine Fassade war, eine Art Schauspiel? Sie war älter als er. Sie musste als große Schwester die Verantwortung für ihn übernehmen, und Jamil hasste das. Er hasste es, wie sich seine Schwester um ihn sorgte, er hasste es, wie sich selber für ihn vernachlässigte.

Er hasste seine verstorbenen Eltern dafür, dass sie Jamila bereits als Kind eingeredet hatten, sie müsse sich als Frau um ihn kümmern, er hasste sich selber dafür, dass er für die Untergrundgruppe arbeitete, dass er keinen anständigen Job finden wollte, er hasste sich selber dafür, dass er seiner Schwester nicht mit Ehrlichkeit entgegen kommen konnte.

Er konnte es nicht, er wollte nicht, dass sie sich selber vernachlässigte. „Du bist eine Frau, ich bin der Mann. Du tust das, was ich dir sage... Kümmere dich um dich selbst, hör auf, dir ständig Sorgen um mich zu machen. Du kommst nie wieder mit mir auf solche Missionen, du baust dir ein eigenes Leben auf, hast du verstanden, du Drecksweib!“ Bamm! Sie hatte ihm eine Ohrfeige verpasst. Seine Haut brannte, aber nicht so sehr wie seine Augen, die verzweifelt versuchten, nicht zu weinen.

Sie waren wie Molina und Valentin aus Der Kuss der Spinnenfrau. Sie waren komplett verschieden, aber sie brauchten einander.

Sie war älter als er.

Jamil blinzelt. Die vorgestellte Erinnerung an seine Schwester verblasst augenblicklich. Jamila war zwei Jahre älter gewesen als er. Damals, bei dem Anschlag auf Minderheiten waren sie und seine Eltern getötet worden. Das war vor vierzehn Jahren gewesen. Wenn sie gelebt hätte, wäre Jamila jetzt 32 Jahre alt.

Jamil lebt als einziger noch.

Er fährt sich durch das Gesicht. Es ist besser, dass Jamila damals auch umgekommen ist. So wurde es ihr erspart, zu sehen, was für ein Monster er nun ist. Er arbeitet bei einer Untergrundgruppe, ihm bleibt nichts anderes übrig, nur so kann er seinen Frust und seine unangetastete Trauer irgendwie rausbekommen. Jamila war wie Molina, er hingegen ist wie

Valentin, er hat Ideen, aber auch sein Machismo ist groß. Jedenfalls lässt er andere das glauben. Wie gerne würde er mit Raúl Juliá, welcher Valentin im Film gespielt hat, ein Gespräch über seine Rolle führen. Aber das geht nicht, Juliá ist tot.

Jamil blinzelt sich die Tränen weg. Er könnte eh nicht weinen.

Er stellt sich wieder vor, seine Schwester wäre am Leben. Wie würde sie darauf reagieren, dass er Männer liebt? Würde sie seine Beziehung zu Satoshi billigen, oder würde sie ihn als Schande bezeichnen, so wie ihre Eltern sie immer heimlich als Schande angesehen haben, weil sie kein Junge war?

Jamils Partner Satoshi war niemals für irgendjemanden eine Schande, als er gemerkt hat, dass er ein Mann war, hat ihn seine Familie unterstützt und auch die Operation bezahlt.

Jamil seufzt. Satoshi... Er vermisst seinen Partner. Aber sie haben sich gestritten, weil Jamil ihm immer etwas verheimlicht, wie immer zeigt er Satoshi nicht gerne seine Gefühle, vor allem seine Trauer. Was soll er machen? So wurde er großgezogen, ein wahrer Mann zeigt keine Gefühle, er ist immer stark, so dachte er bis vor Kurzem noch.

Er hört schon Satoshis Stimme, er sieht sein Lachen vor sich, er fühlt seine sanften Lippen auf seinen.

Nein, er hat noch nie vor Satoshi geweint, das geht nicht, als Mann darf man doch nicht vor anderen weinen. Man darf als Mann gar nicht weinen. Jamil hat das Weinen fast schon verlernt.

Als Mann weint man nicht.

Er seufzt. Schon wieder denkt er in diesen Mustern, die ihm seine Eltern gegeben haben und die seine Untergrundgruppe ihm immer wieder einschärft. Sie versuchen irgendwie durchzukommen, und wenn man als Mann Trauer zeigt, kann man doch leicht verletzt werden.

Jamil schämt sich, dass er Satoshi gegenüber niemals ganz ehrlich ist. Sein Partner weiß von der Untergrundgruppe, und er findet es nicht in Ordnung. Aber Jamil ist keine Künstlerseele wie Satoshi. Wenn er doch nur vor ihm weinen könnte... Wenn er doch nur jemals vor Jamila hätte weinen können... Doch Weinen bedeutet, dass man sich selber so zeigt, wie man wirklich ist. Das kann er nicht.

Ein kleines Mädchen weint auf der Straße, es zerreißt Jamil das Herz. Er geht zu ihr, nimmt sie in den Arm. Er weiß, sie ist ein Waisenkind. Er lächelt. Nein, seine Schwester hätte leben müssen. Nur deshalb stellt er sich immer vor, wie es wäre, wenn sie mit ihm leben und ihn als Teil der Untergrundgruppe erleben würde. Nur deswegen stellt er sich auch vor, sie hätte Satoshi als besten Freund und würde seine Beziehung zu ihm unterstützen.

Sie wird nie mehr leben, aber dieses kleine Mädchen wird ein schönes Leben haben. Das Mädchen schaut ihn an. Jamil weiß, er wird so sein, wie er früher hätte sein sollen.

Dieses Mädchen wird er behüten, und so großziehen, dass sie ihre eigenen Wahrheiten und Meinungen haben wird. Er weiß, er möchte nicht mehr in der Untergrundgruppe sein, er wird es herauschaffen. Für sich, für seine Schwester und für dieses kleine Mädchen. Und natürlich auch für seinen Satoshi, denn er weiß eigentlich nicht, wie er ohne Satoshi leben soll. Satoshi, der es geschafft hat, mit seinen eigenen Dämonen klarzukommen, Satoshi, der vor ihm weint und sich alle seine Gefühle eingesteht, Satoshi, der ihn so sehr liebt. Jamil liebt Satoshi auch sehr, so sehr, dass es manchmal wehtut.

Er muss ihm gegenüber ehrlich sein, denn er will Satoshi nicht verlieren.

Jamil drückt die Kleine sanft, und geht mit ihr in Richtung Satoshis Haus. Das Mädchen ist sehr müde, er nimmt sie auf seinen Rücken, damit sie schlafen kann. Sanft summt er ihr ein Schlaflied vor.

„Ich bin Jamil. Wie heißt du, Kleine?“

„Jamila.“

Jamil will weinen, doch es gelingt ihm nicht, seine Augen brennen lediglich. Warum kann er nicht weinen? Was, wenn er niemals mehr weinen kann?

Er klingelt bei Satoshi, und Satoshi macht ihm auf.

Er versteht Jamil ohne Worte, lächelt das kleine Mädchen an, bittet sie beide herein.

Jamil bringt die kleine Jamila, die bereits auf seinem Rücken eingeschlafen ist, ins Gästezimmer.

Dann, nachdem er Jamila zugebettet hat, geht er in die Küche, wo Satoshi sich aufhält.

„Ein Waisenmädchen? Bist du dir da ganz sicher?“, fragt Satoshi. Jamil nickt.

Satoshi reicht ihm eine Tasse Tee. Jamil lächelt ihn dankend an.

„Was hast du jetzt vor?“ Jamil schluckt. „Ich werde ihr ein schönes Leben ermöglichen... So gut das geht.“ Satoshi blickt ihn an. „Gut.“ Er wendet sich von Jamil ab. „Obwohl ich mir nicht so sicher bin, ob dir das geingen wird. Wenn du nicht zulässt, dass sie dich wirklich kennenlernt, dann...“ Er bricht ab und seufzt.

Jamil stellt die Tasse Tee auf dem Tisch ab. „Satoshi... Es tut mir leid... I-Ich...“ Jamil weiß nicht, was er sagen soll, ob er überhaupt etwas sagen will. Er weiß, dass es ihm unendlich leid tut, dass er seinem Partner gegenüber niemals ganz ehrlich war. Jamil fasst sich ein Herz und nähert sich Satoshi an, umarmt ihn von hinten. „Es tut mir leid... Es tut mir leid... Bitte, verlass mich nicht... Ich liebe dich.“ Satoshi seufzt, befreit sich aus der Umarmung. „Jamil... Ich liebe dich doch auch... Aber du musst lernen, deine Gefühle zu akzeptieren, sie sind ein Teil von dir. Merkst du nicht, dass du dich selber kaputt machst mit all deinem Machismo?“ Jamil nickt. „Ich weiß... Ich verspreche dir, Liebling, ich werde es schaffen, meine Gefühle zu akzeptieren... Weißt du eigentlich, dass ich bereits damit angefangen habe? Wann immer ich an Jamila denke, da... Ich hab´ dich schrecklich vermisst, weißt du das? Weißt du, wie sehr mir das weh getan hat?“ Seine Stimme bricht, und ihm ist zum Weinen zumute. Aber noch kann er nicht weinen, egal, wie sehr er sich das wünscht. Satoshi nimmt seine Hände sanft in die seinen. Neckend kommentiert er: „Du hältst es keine Sekunde ohne mich aus, was?“ Jamil schüttelt den Kopf. „Nein, ich will das auch gar nicht.“

Sie küssen sich sanft.

Satoshi geht ins Schlafzimmer, und instinktiv folgt Jamil ihm. Satoshi dreht sich zu ihm um und hat ein dreckiges Grinsen auf den Lippen. „Du kannst nicht bei mir schlafen.“ Jamil sieht ihn bittend an. „Nichts da. Du sollst mich noch länger vermissen.“ Jamil küsst Satoshi sanft. Wie froh ist er, dass er Satoshi in seinem Leben hat.

Sein Partner wird wieder ernst. „Du solltest bei der Kleinen schlafen. Wenn sie nachts weint oder es ihr schlecht gehen sollte, musst du an ihrer Seite sein.“ Jamil nickt. „Denke aber nicht, dass ich den Weg zu deinem Bett nicht finden werde.“ Satoshi lacht auf. „Apropos, wie heißt das Mädchen eigentlich?“

„Jamila.“ Jamils Augen brennen, Satoshi versteht ihn wie immer ohne Worte, und er umarmt ihn fest. „Gute Nacht, Jamil.“ „Gute Nacht.“

Jamil geht ins Zimmer, wo auch Jamila ist, legt sich mit ein wenig Abstand neben sie.

Jamila bewegt sich. „Jamil?“ Er blinzelt. Hat er sie etwa aufgeweckt?

„Schlaf. Alles ist gut. Du bist bei uns in Sicherheit.“ Jamila blickt ihn aus ihren Kinderaugen an, schmiegt sich an ihn. „Gute Nacht, großer Bruder.“

Jamil blinzelt, drückt der kleinen Jamila einen Kuss auf das Haar, singt ihr ein Schlaflied zu, wiegt sie wie ein Baby in den Schlaf und...

Jamil weint, endlich. Weinen ist Freiheit, dass er er selbst sein kann.

## „Selbstportrait“ von Mirja-Valentina Heblich

Ein Rahmen ohne Bild  
Kein Bruch, gezähmt und wild  
Der Rahmen ist zu klein  
Ich pass da einfach nicht hinein  
Jede Kante, jede Ecke  
Suche Ritzen, in denen ich mich verstecke  
Doch alles ist gerade, alles sauber  
Der Rahmen, er tötet jeden Zauber  
Ein Rahmen ist nicht genug  
Einzufangen und zu bannen  
Mich selbst über einen Bogen spannen  
Rausgerissen  
Weggeschmissen  
Reingespresst  
Bitte, ich will nicht, dass ihr mich so vergesst  
Ohne Rahmen, ohne Licht  
Strahlen fangen kann man nicht  
So viele Dimensionen  
Der Rahmen hat nur zwei  
Aus die Vielfalt, komplex ist vorbei  
Holz und Papier sind nicht so verschieden  
Kein Unterschied  
Nicht ist mir mehr geblieben  
Wärme wird kalt  
Irgendwann, sie verhallt  
Ein Rahmen ist so viel zu groß  
Das Bild kein Kunstwerk  
Dass es auch bloß gegen keine Regel verstoß  
Es gehört da rein  
In eine feste Form gegossen  
Das Herz vor der Tiefe verschlossen  
Ein Ziel, doch nein, ich hab verschossen  
Zu anders  
Kein Platz hier  
Will mich nicht in die Ecken pressen  
Und meine eigene Form vergessen  
Tu dies, tu das  
Doch was bin ich, was?  
Los hinein!  
Spann dich ein!  
Füll ihn aus!  
Ich will hier raus!  
Ein winziger Riss, er zieht sich durch  
Es knackt und bricht  
Und schon verwischt  
Der Rahmen ist hin  
Und ich kann endlich sein, wer ich bin

# „Alles ist bunt“ von Florence Kiessling

Alles ist bunt hier. Die Häuser, die Zäune, selbst die Pflastersteine der Gehwege müssen alle einen anderen Farbton haben. Die verschiedenen Farben sind gesetzlich vorgeschrieben. Also müssen alle mischbaren vertreten sein. Sollte es keine einmaligen Farben mehr geben, werden irgendwann neue erfunden. An manchen Tagen scheinen die grellen Farben meine Augen zum Schmelzen zu bringen. An anderen Tagen finde ich sie erheiternd.

Unsere Straße ist vollständig in Blautönen gehalten. Obwohl unser Haus bereits in Cyan gestrichen ist, bestand meine Mutter darauf, noch gelbe Stuckelemente miteinzubringen. Diese behängte sie mit fünf verschiedenen Arten von Duftbäumen, um unserem Haus auch eine olfaktorisch kreative Note zu geben. Schon von weitem konnte man den starken Geruch von Vanille-Zimt-Apfel-Glasreiniger und frisch gemähtem Gras wahrnehmen.

„Zu einfallslos die Gestaltung, es fehlt der kreative Funke“, meinte Mutter nur bei unserem Einzug mit Farbeimer, Pinsel und einem Karton voller Duftbäume in der Hand. Ebenso bestand sie darauf, die Fenster durch Buntglassteine unterschiedlicher Dicke zu ersetzen.

„Wie rational, durch ein Fenster tatsächlich durchzuschauen“, wurde der Umbau von meinem Vater kommentiert.

So ist alles hier. Unnötig kompliziert. Ich musste betteln, um die Rechtecke an meinem Fahrrad durch Kreise ersetzen zu lassen. Dafür wurde und werde ich ausgelacht, doch es ist mir egal. Denn es zählt nur, dass ich vorwärtskomme, ohne die doppelte Zeit dafür zu benötigen.

Meine Eltern finden mein Verhalten, meine Unkreativität, meine uninspirierten Hausarbeiten und mein fehlendes Worterfinder-Praktikum äußerst seltsam. Dabei ist ihre und meine Welt erfüllt von Seltsamkeiten.

Mein Vater ist Erfinder, jedoch kein Ingenieur oder Chemiker, sondern Worterfinder. Er verbringt seine Arbeitszeit damit, alte Wörterbücher durchzusehen, die langweiligsten Wörter zu streichen und bei interessanten mehr Vokale und Umvokale einzufügen. Da der Regierung seit ein paar Jahren auch das Alphabet nicht mehr neu und kreativ genug gestaltet ist, werden die Worterfinder seither damit beauftragt, nicht nur neue Worte, sondern auch Buchstaben und Laute zu kreieren. Umvokale wurden eingeführt, um Vokale, welche betont werden, mithilfe von Markierungen deutlich zu machen. Allerdings nur in Fließtexten mit weniger als 65.002 Zeichen.

Meine Mutter arbeitet in einem Druckereibetrieb. Wenn mein Vater erfolgreich ein neues Wort erfindet, schreibt er es erst auf einen Zettel und schickt diesen dann mithilfe eines buntgeflügelten Papageis an die Verteilungszentrale für Neue Wörter, Laute und Buchstaben.

Meine Mutter bekommt mit einer Postkutsche die monatlichen Änderungen zugeschickt. Das gescannte Wörterbuch wird jeden Monat in einer neuen Ausgabe veröffentlicht. Natürlich digital, denn man will zumindest Papier sparen. Die Druckerpresse, um Änderungen vorzunehmen, gibt es nur noch vereinzelt, aber dies ändert nichts an ihrer Funktionalität. Die Presse ist zwar alt und verrostet, aber niemand möchte sie ersetzen. Sie ist trotz ihrer Macken und ihres Alters einfach echt und praktisch.

Obwohl meine Eltern beide sehr glücklich in ihrem Job sind, haben sie noch einen Zweitjob als Maler angenommen. So kommt es, dass auch ich jeden SonnblauTag mit Pinsel und Farbeimer die Dachbalken der Nachbarschaft streiche. Die Farbe spielt dabei kaum eine Rolle, und da ich meinen Eltern indirekt zu verstehen geben will, dass ich die wöchentlichen Familienausflüge enervierend unnötig finde, werden die meisten meiner Balken eben tiefschwarz. Von den Nachbarn kommt dann meistens: „Das hatten wir uns fröhlicher vorgestellt!“ oder: „Ich glaube sie sollten mit dem Jungen mal zum Kopfdoktor!“

Meine Eltern befolgten letzteren Rat zwar bisher nicht, verbieten mir seitdem aber eine dunklere Farbe als Dunkelblau zu benutzen.

Und da Kunst eines der Hauptfächer ist, werde ich auch ständig daran erinnert, mich kreativ auszutoben, allerdings ohne schwarz.



Neun Tage Unterricht die Woche sind meistens nur bis zu einem bestimmten Punkt erträglich. Mein einziger Lichtblick in diesem quietschbunten Alltag ist Mathematik, das Einzige, was mich rational und vollkommen logisch sein lässt, ohne dass ich komisch angeschaut werde.

Um möglichst vielen Menschen auszuweichen, nehme ich immer den Heimweg von der Schule durch den Park. Die Pfade sind schmal und verschlungen, sofern man sich von den Hauptwegen entfernt. Die Bäume verlieren langsam ihre Blätter. Tot und verdorrt und überhaupt nicht farbenfroh, dafür aber echt, liegen sie zwischen und auf den neonfarbenen Parkbänken. Es riecht nach totem Laub und Moos.

Irgendjemand wird die Blätter aufsammeln, und dann ist wieder alles bunt in meinem Kopf.

# „Die magischen Handpuppen“ von Devin Koller

Schon seit langer Zeit ruhten magische, aus Holz geschnitzte Handpuppen auf Linas Dachboden. Lina ist ein zwölfjähriges Mädchen, das mit ihrem Vater Marc und ihrer Mutter Kerstin in einem Haus in einem schönen Dorf lebt. Da Lina bald ein neues Zimmer bekommen sollte, gingen die drei nach dem Mittagessen auf den alten Dachboden. Auf diesem war bis auf Weihnachts- und Osterdeko nur alter Ramsch zu sehen.

„Das muss alles raus“, rief Marc den beiden zu.

„Das wird viel Arbeit“, sagte Kerstin, doch alle packen mit an.

Nach zwei Stunden getaner Arbeit gingen Linas Eltern schon einmal die grünliche Minzfarbe, die den Wänden in Linas neuem Zimmer schönen Glanz verleihen sollten, im Baumarkt kaufen.

Lina blieb alleine zu Hause und schaute sich auf dem Dachboden weiter um. Dabei fand sie in einer hintersten Ecke eine alte, angestaubte Holzkiste. Was da wohl drin sein mochte? Vorsichtig und mit etwas Angst öffnete Lina die schwere Kiste. Nach einem lauten Quietschen erblickte Lina eine bunte Farbenpracht. „Meine alten Handpuppen“, rief sie laut. Bunte Stoffe, knallrote Haare und vieles mehr konnte sie sehen. Sie nahm eine Handpuppe, die ihr sehr bekannt vorkam, heraus. Sie hatte knallrote Wangen, eine spitze Nase, eine glitzernde rote Mütze mit einer goldenen Glocke daran und ein wunderschönes und buntes Karo-Shirt an. Es war der Kasperle!

Lina war so begeistert, dass sie direkt weiter in der Kiste herum kramte. Da war eine Hexe mit feuerroten Haaren, eine wunderschöne Prinzessin mit blondem Haar und lilafarbenen Umhang und ein Polizist mit weicher und grüner Uniform.

Lina fand die Handpuppen so wunderschön, dass sie nicht widerstehen konnte, ein kleines, witziges Stück für sich selbst aufzuführen, so wie früher. Doch als sie die erste Handpuppe über ihre Hand zog, passierte etwas Merkwürdiges: Die Handpuppen wurden auf einmal lebendig, alles wurde auf einmal lebendig.

Lina wurde mit einem magischen, goldenen Glitzerstrudel in die alte Holzkiste hineingesogen und die Kiste knallte zu.

Als sie wieder erwachte, war sie nicht mehr auf dem dunklen Speicher, sondern in einer Art Märchenwelt.

Auf einmal schimmerte es bunt im Sonnenlicht, und man konnte eine leise Glocke hören. Eine helle und witzige Stimme erklang: „Na, wie geht's Lina? Du kennst mich doch schon, oder?“, sagte Kasperle

Lina schrie auf: „Hilfe, wer bist du denn?“

„Ach, stell dich nicht so an, du Quatschkopf. Ich bin der Kasperle“, sagte er.

„Oh, stimmt. Dich hatte ich aus der Kiste herausgenommen“, erinnerte sich Lina.

Sie freudenten sich an und Kasperle erzählte ihr, dass sie im Kasperldorf sei.

Lina war geschockt und wusste nicht, was sie nun anfangen sollte.

Da erzählte Kasperle ihr von einem großen Problem, dass die Handpuppen im Kasperldorf hatten: Die böse Hexe Sauerkraut und der böse Zauberer Ratten-Schatten-Hut hatten das gefräßige Krokodil aus einem Käfig, den der König hatte bauen lassen,

befreit. Die beiden benötigten die Verstärkung des Krokodils, um das Kasperldorf zu erobern und die Macht an sich zu reißen. Nur gemeinsam mit dem Krokodil konnten sie dies schaffen.

Der Käfig war gut versteckt gewesen und außerdem bewacht, sodass Kasperle einfach nicht verstehen konnte, wie es ihnen hatte gelingen können, das Krokodil zu befreien.

Doch Lina wusste es genau, da ihre Oma ihr immer tolle Hexengeschichten vorgelesen hatte: „Ich glaube, die Hexe und der Zauberer haben das Krokodil freigehext“, sagte sie aufgeregt.

„Oh, stimmt – das kann natürlich sein. Du kennst dich ja wirklich gut aus“, antwortet Kasperle.

Lina und Kasperle begaben sich daraufhin in den finsternen Zauberwald, der nah am Kasperldorf lag. Auf dem Weg schloss sich ihnen Seppel an, Kasperls bester Freund

Im Zauberwald lebten der böse Zauberer und die böse Hexe mit dem gefräßigen Krokodil, welches den Namens Grünmäulchen trug.

Kasperle, Seppel und Lina wollten das Krokodil zurückholen und es wieder in den Käfig sperren, damit das gefährliche Trio nicht länger das Kasperldorf bedrohte.

Als sie im Wald ankamen, wunderte sich Lina über einen großen Bogen, der zwischen den Bäumen stand. Er sah sehr schön und mächtig aus, doch Lina wollte von Kasperle wissen, was der Bogen mitten im Wald zu suchen habe.

Er antwortete: „Du musst wissen, wenn du dieses Abenteuer mit uns überwunden und abgeschlossen hast kommst du durch den Bogen wieder nach Hause.“

Nachdem sie noch ein paar Stunden länger im Zauberwald herumgelaufen waren, kamen sie endlich am Hexenhaus an.

Es war düster, ein kalter Wind blies. Das Haus sah sehr alt aus. Die Fenster waren aus dünnem Glas, das Dach aus morschem Holz und die Tür voller Spinnenweben. Doch Kasperle war all dies gewöhnt. Er klopfte an die alte Holztür.

„Wer ist da?“, kam es von drinnen.

„Hier ist der Kasperle“, antwortet er.

Die Hexe kam mit bösem Blick zur Tür und riss sie auf. Sie sprach: „Was wollt ihr Kinderlein hier? Kasperle, was ist denn jetzt schon wieder los?“

Da sagte Kasperle mit fordernder Stimme: „Das weißt du ganz genau. Du und dein guter Freund der Zauberer, ihr habt das Krokodil freigelassen.“

„Nein“, sagte die Hexe.

„Oh doch. Wer sollte es denn sonst gewesen sein? Ist der Zauberer auch hier?“

Am Ende der Diskussion wussten die drei nun, dass sich das Krokodil beim Zauberer aufhielt. Also gingen Kasperle, Lina und Seppel weiter durch den Wald, bis sie bei dem bösen Zauberer angelangt waren.

Dort redete Kasperle mit dem Zauberer, bis dieser gestand, dass er der Hexe geholfen hatte, das Krokodil zu klauen. Doch der Zauberer wollte ihnen das Krokodil einfach nicht geben.

Also musste ein Plan her. Die drei verabschiedeten sich und kehrten zurück zum Hexenhäuschen, da sich der Zauberer und die Hexe dort um halb vier bei zu Kaffee und Küchlein treffen wollten.

Kasperle wollte mit Lina und Seppel auf dem Weg eine Falle für den Zauberer aufbauen. Er grub ein tiefes Loch in den Waldboden, Lina suchte nach Stöcken und Seppel holte Laub, das von den Bäumen herabgefallen war.

Als Kasperle die Grube tief genug gegraben hatte, legte Lina Äste darüber. Als sie damit fertig war, bedeckte Seppel alles mit den gesammelten Blätter, bis die Fallgrube gut getarnt war. Dann versteckten sich alle hinter den Bäumen und Tannen.

Schon kam der böse Zauberer den Weg entlang. „Ahh!“, schrie er und fiel in die Grube.

Da sprang Kasperle hinter den Bäumen hervor. „Na, wie ist es so in der Grube?“

„Du schon wieder!“, rief der Zauberer grimmig. „Natürlich gar nicht toll, du Schleimkröte! Hol mich hier sofort heraus!“

Lina lief zur Grube und wollte Kasperle helfen, den Zauberer zu überreden, das Krokodil abzugeben.

„Du bleibst so lange in dieser Grube, bis du uns das böse Krokodil überlässt“, sprach Kasperle.

„Nein, das bekommst du nicht. Es ist mein Haustier“, schrie der Zauberer.

Als Seppel, Lina und Kasperle Anstalten machten zu gehen, schrie der Zauberer auf, dass sie ihn sofort aus dem Loch holen sollten. Er würde ihnen auch das Krokodil überlassen.

Da kehrten die drei zurück und verlangten, dass der Zauberer das Krokodil hier herzaubern solle.

„Eins, zwei, drei – grünes böses Krokodil zu mir schnell herbei“, zauberte der Zauberer Ratten-Schatten-Hut.

Eine silberfarbene Glitzerwolke erschien, und das Krokodil fiel heraus.

„Lasst mich jetzt frei“, rief der grimmige Zauberer.

Lina antwortete: „Ja, packt alle mit an!“

Nachdem sie den Zauberer aus der Grube herausgeholt hatten, rannten sie schnell fort, sodass er sie nicht mehr erreichen konnte.

Ratten-Schatten-Hut rannte wütend zum Hexenhaus und stürmte hinein. „Kasperle und seine schrecklichen Freunde haben uns das Krokodil wieder abgenommen!“ rief er. „Ich bin so wütend, das glaubst du gar nicht! Ich könnte durch die Decke schießen!“

Die Hexe und der Zauberer regten sich noch stundenlang über Kasperle, Lina und Seppel auf.

Währenddessen kamen die drei mit dem Krokodil im Schlepptau am Schloss an. Der König freute sich, dass sie es geschafft hatten, das Krokodil wieder einzufangen. Er bedankte sich herzlich bei den dreien und lud sie zu Kuchen ein. Es gab leckere Schokotorte mit Kirsch- und Erdbeerstücken und einer großen Sahnehaube mit bunten Streuseln. Allen schmeckt es wirklich gut, und alle schleckten die goldenen Teller leer.

Danach sperrten sie das Krokodil zurück in den Käfig. Da sie diesmal schlauer waren, legten sie ein Hexensiegel um den Käfig, sodass die Hexe und der Zauberer das Krokodil nicht mehr befreien konnten.

Danach brachte Kasperle Lina in den Zauberwald und zum großen Bogen, der sie wieder zurück nach Hause bringen sollte. Inzwischen leuchtete der Bogen in grellen und schönen Farben. Kasperle verabschiedet sich von Lina und dankte ihr für ihre Hilfe.

Lina lief mit winkender Hand auf den Bogen zu und war auf einmal verschwunden. Der Bogen erlosch. Kasperle ging zurück ins Dorf und erzählte seiner Großmutter von dem aufregenden Tag mit Lina.

Lina erwachte auf dem Dachboden. In diesem Moment kamen ihre Eltern wieder nach Hause und zeigten Lina die schöne Wandfarbe.

Als Linas neues Zimmer endlich fertig war, nahm sie alle Handpuppen und stellte sie in ihren offenen Schrank, sodass man sie immer gut sehen konnte. Und wenn sie wieder Lust auf ein spannendes Abenteuer hatte, nahm sie einfach ihre Lieblingshandpuppe, den Kasperl, herunter und zog sie über ihre Hand.

Oft spürte Lina Kasperles Blicke in ihrem Rücken, und sie ahnte, dass ihre Freundschaft noch lange nicht vorbei war.

Auf ins nächste Abenteuer!

# „Grün auf Grau“ von Katharina Krause

22.04.

## Schweigen

Du sitzt neben mir auf der Couch, hältst mich im Arm.  
Ich bin nirgendwo lieber als dort.  
Bei dir bin ich in Sicherheit, ich habe keine Angst, wenn du mich festhältst.  
Ich liebe dich.

Und doch ist da etwas. Etwas Neues. Etwas mit der Farbe Grau.  
Schweigen.  
Es hüllt dich ein wie eine Mauer aus Glas, trennt dich von mir.  
Ich frage dich: „Wie war’s im Urlaub?“, um es zu brechen.

„Gut.“

Wo bist du hin?  
Was ist passiert?  
Ich erinnere mich.  
Erinnere mich an Tage, an Gespräche, die kein Ende fanden.  
An Themen, die einmal kreuz und quer gingen.  
Das ist schon lange her. Dort an der Ecke.  
Dieses Etwas war da. Es war bunt und erfüllte mich mit Farben.  
Wir schwangen revolutionäre Reden, dachten uns Geschichten aus, planten die Rettung der Erde.  
Und manchmal sprachen wir über das Leben, den Tod und unsere Träume.  
Immer war es schön, ich unterhalte mich so gerne mit dir.  
Ich vermisse das.  
Doch da ist noch mehr.

Ich sehe dich, so wie ich dich kennenlernte.  
Jeden Tag, nur nicht bei mir.  
Sehe dich überall, wo wir auch sind.  
Du sprichst, lachst und erzählst aus vollem Leibe, findest kein Ende.  
Ich stehe daneben, lächele und stelle mir vor, wie wir zwei miteinander reden und lachen.

Dann kommst du nachmittags vorbei und wir sitzen hier und niemand von uns sagt ein Wort.  
Es gibt das gute Schweigen, das Schweigen, das einen verbindet.  
Aber unser Schweigen ist anders.

Es drückt mir die Lunge zu und dehnt sich im Raum aus, bis ich Angst habe, zerquetscht zu werden. Es kriecht in meine Ohren und ist lauter als ein Rock-Konzert.  
Deine Arme fühlen sich plötzlich fremd an und ich frage mich: Bist du gerne hier?

Was ist der Grund für diese Stille, die nur mich zu betreffen scheint?

14.08.

## Einsamkeit

„Lass mich in Ruhe!“

„Wie du willst. Aber dann komm nicht mehr zu mir zurück.“

Was ist eigentlich Einsamkeit?

Ist es das „Alleinsein“, das „Nicht-Dabei-Sein“ oder doch das „Frei-Sein“?

Manche sind allein, ohne jemals einsam zu sein, andere sind einsam, ohne jemals allein zu sein.

Es ist, als wäre man vom Strom des Lebens abgeschnitten, wenn man einsam ist.

Ein Freund, ein Feind, ein Redner, ein Zuhörer, sie alle können einsam sein, ohne eine Spur von Alleinsein.

Was fehlt mir?

Ein Ziel?

Ein Traum?

Ein Freund?

So viele Fragen. Aber ich weiß, dass ich ohne dich einsam bin. Und du bist nicht hier.

Eine Ameisenstraße führt den dunklen Weg entlang, ich blicke auf die kleinen Kerlchen.

Hunderte.

Tausende.

Doch sind sie jemals einsam?

Jede Ameise hat ihre Aufgabe, ihre Lebensmission. Für sie geht es nur nach vorn. Durch das Unterholz des Waldes, dessen Duft mir in die Nase steigt.

Es riecht nach Regen.

Meine Schritte werden größer, der Schweiß läuft mir übers Gesicht und vermischt sich mit den Tränen, die mit jeder Sekunde stärker laufen.

Niemand kann mir helfen, nur bei dir bin ich sicher.

Und gerade du bist nicht da.

Ich brauche dich.

Die Ameisen schwimmen zu einem dunklen Strich auf dem Waldboden, jede von ihnen ein Pixel in einem großen Bild.

Meine Gedanken springen jedoch weiter, Erinnerungen kommen hoch und lassen mich nicht mehr los.

Unser Streit.

Meine Worte: „Lass mich in Ruhe!“

Ich hatte dich nach deinem Schweigen gefragt.

Auch wenn ich dich immer wieder von mir stoße, ist das Letzte, was ich will, dass du dich umdrehst und gehst.

Mein Schrei war damals ein Hilferuf, mein Wunsch nach Alleinsein hatte Einsamkeit zur Folge.

Du bist weggelaufen, hast die Tür geknallt und mir gesagt, du kommst nie wieder.

Es bleibt doch keiner mehr übrig.

Warum ausgerechnet du?

Ich falle auf die Knie, heule hemmungslos und wünsche mir, du wärst bei mir.

Ich will dich anbrüllen und schlagen, will dir meine Wut ins Gesicht pfeffern.

Ich will dir Vorwürfe machen, ich will, dass du dich änderst.

Ich will aber auch an deiner Brust meine Sorgen in dein Shirt schreien, bis ich heiser bin.  
Ich will, dass alles so ist wie früher. Schön.  
Ich will nicht, dass du mich zurücklässt.

Spät abends begrüßt mich meine Wohnung in einheitlichem Grau.  
Du machst sie erst zu einem Zuhause. Ohne dich erscheint sie mir fremd und unheimlich. Kalt.  
Müde falle ich aufs Bett und starre auf mein Handy.  
Meine Nachrichten an dich hängen flehend in der Luft:  
„Hey, willst du zu mir kommen? Wir müssen reden.“  
Eigentlich rechne ich nicht mit einer Antwort.  
Du wirst schweigen. So wie immer.  
Und trotzdem warte, hoffe ich eine Stunde, bis ein „Passt grade nicht. Sorry.“ Von dir kommt.  
Die Einsamkeit schlägt wieder zu, und ich scrolle durch meine Kontakte.  
Wer ist noch da außer dir?  
Niemand.  
Du holtest mich zurück ins Leben. Hast mich in die Klinik gebracht. Mit mir zusammen  
Antidepressiva gekauft, nachdem sie mich entlassen hatten.  
Und jetzt lässt du mich fallen.  
Lustlos denke ich an die Tabletten im Kühlschrank. Ich werde sie heute Abend nicht nehmen.  
Der Strom des Lebens geht an mir vorüber und lässt mich am Rande stehen, wie einen Anhalter  
mit ausgestrecktem Daumen.

25.11.

### **Beton**

Eine Mischung aus Weiß und Schwarz schafft im perfekten Verhältnis die Farbe von Beton.  
Beton ist auch das, was mich umgibt.  
Mauern, Gebäude, sogar die Bänke im Park sind alle aus Beton gemacht.  
Beton ist praktisch, er ist stabil, billig und – grau.  
Mein Coffee-to-go verbrennt mir die Finger, als ich von einem Fußgänger angerempelt werde. Er  
entschuldigt sich nicht einmal.  
Ich bin wie ein Geist, unscheinbar und die Leute erschauern, wenn sie mich sehen.  
Ich muss eine furchtbare Gestalt machen, zusammengesunken und in mich gekehrt, wie ich seit  
Wochen durch den Tag laufe.  
Die Leute haben ja keine Ahnung.  
Vielleicht ist Traurigkeit ansteckend.

Die Uni-Bibliothek ist nur eine halbe Stunde zu Fuß entfernt, doch ich fühle mich, als wäre ich  
schon den ganzen Tag gelaufen.

Ohne dich ist alles so viel schwerer.  
Schwarze Gedanken bahnen sich ihren Weg.

Ich sollte sie nicht hereinlassen. Doch sie stoßen mich zur Seite.  
Die Tabletten. Ich habe sie schon wieder vergessen.

„Du bist nichts wert!“, schreit es in meinem Kopf.  
Ich schließe meine Augen und bleibe an der Ampel stehen, obwohl sie grün leuchtet.  
„Du kannst nichts, sieh dich an! Du hast es sogar geschafft, die einzige Beziehung in deinem  
Leben zu zerstören. Wie hat er es je mit dir ausgehalten?“

Ich weiß, dass meine Gedanken giftig sind und doch überschwemmt mich dieses Grau, bis ich mich fühle, als sei ich selbst aus Beton.  
Hart und taub.

Lange halte ich es nicht mehr ohne dich aus.  
Seit drei Monaten hast du mir nicht mehr geschrieben.  
Unser Chatverlauf ist so einseitig wie eine Konversation mit meinem Spiegelbild. Du liest alle meine Nachrichten und antwortest auf keine einzige.  
Ich hätte große Lust, dich in der Uni abzufangen und dich dann ...  
Was dann?  
Ich könnte deine Zurückweisung nicht ertragen.  
Aber wie soll ich ohne dich leben?

30.01.

### **Löwenzahn**

„Ich liebe dich.“  
„Aber wieso? Das ergibt absolut keinen Sinn!“  
„Muss es das denn?“  
„Aber nach allem, was passiert ist ... Wieso hast du mich so lange ignoriert?“  
„Ich brauchte auch meine Zeit zum Nachdenken. Verstehst du das nicht?“  
„Du hast mich weggeworfen. Zu Recht.“  
Kraftlos sehe ich zu, wie du die kurze Distanz zwischen uns überwindest und mich an dich ziehst.  
Der Drang, dich erneut fortzustoßen, bäumt sich auf und ich versuche, von dir wegzukommen.  
Doch du hältst mich fest. Fester, als du es je getan hast.  
„Ich bin ein Monster“, flüstere ich.  
„Nicht für mich.“  
„Wie kannst du so denken? Ich zerstöre, wo auch immer ich hinkomme.“  
Tränen durchnässen deinen Pullover, als diese Gewissheit in meinem Kopf Platz findet: Du hast mich aus Selbstschutz verlassen.  
„Ich zerstöre dich. Meine Traurigkeit zerstört dich. Lass mich gehen.“  
„Lena. Wie kannst du so etwas sagen? Denkst du das wirklich?“

Du nimmst meine Schultern und schiebst mich so lange von dir weg, bis ich deine braunen Augen sehen kann. Sie mustern mich mit einer Ernsthaftigkeit, die ich noch nie bei dir gesehen habe.  
„Könntest du mir das antun? Würdest du mich wirklich allein lassen?“

Deine Stimme ist nicht mehr als ein Wispern und die Worte lassen etwas in mir aufwachen. Grün wächst auf meinem Grau wie Löwenzahn auf Beton.  
„Ohne mich bist du besser dran.“  
„Darf ich das selbst entscheiden?“

Auf einmal muss ich laut auflachen. Es ist diese Mischung aus Verzweiflung und Erlösung, die mich kichern lässt wie ein kleines Kind.  
„Ich kann es dir schlecht absprechen.“  
Dein Mund verzieht sich zu einem kurzen Lächeln, aber der Griff um meine Schultern ist genauso fest wie zuvor.

„Komm erst mal weg von der Kante da.“



Der Abgrund, der mir eben noch so vielversprechend vorgekommen ist, sieht aus wie ein geöffnetes Maul. Sanft und doch energisch ziehst du mich auf das Dach der Uni zurück und baust dich vor mir auf.

„Mach so etwas nie wieder.“

Es ist keine Bitte. Sondern ein Befehl.

„Finn, ich ...“

Mehr kann ich nicht sagen, schon unterbrichst du mich:

„Ich weiß, was vorgefallen ist, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Ich habe dich allein gelassen, Lena. Und es tut mir schrecklich leid.“

Zwischen uns wird es nie mehr so sein wie vorher. Aber als ich diese Nachricht gesehen hab ...

Und dich dort stehen sah ... Scheiße, ich dachte, du ziehst es durch. Ich kann nicht ohne dich leben. Lena, wir' nicht alles weg. Wirf mich nicht weg.“

Du brauchst mich. Ich bin dir wichtig.

Der Löwenzahn bahnt sich seinen Weg in Richtung Licht, streckt erst zögernd, dann immer drängender die gelben Blütenblätter zur Sonne. Mit jeder Knospe, die er auffaltet, kommt mir mein Entschluss zu springen ein bisschen wahnsinniger vor. Die Blüte versperrt das Loch in meinem geistigen Schutzwall. Die Traurigkeit findet nur noch langsam einen Weg hindurch. Ich hole tief Luft.

Doch du bist noch nicht am Ende:

„Weißt du noch, als wir zusammen im Park waren? Kurz nach deiner Entlassung? Du sprangst so überglücklich von Stein zu Stein und sangst aus Leibeskräften die Titelmelodie von Star Wars. Ich konnte meinen Blick nicht von dir wenden. Lena, ich sehe ganz viele solcher Bilder von dir vor mir.“

Meine Brust bebt, als die Erinnerungen auf mich einprasseln wie ein lebensspendender Strom.

Du ziehst mich wieder an dich und legst deinen Kopf auf meinem ab.

Warum kann man Momente wie diesen nicht ewig ausdehnen?

„Ich brauchte Zeit. Zeit, um meinen Kopf zu sortieren. Doch ich wusste immer: Du bist meine Farbe im Leben. Ohne dich sehe ich nichts als ein Schwarz-weißes Foto, wohin ich auch blicke.“

„Aber unser Streit ... Dein Schweigen hat mich verletzt.“

„Das weiß ich. Ich wünschte, ich könnte alles rückgängig machen. Aber Lena: Ich liebe dich. Vergiss das nicht.“

„Kommst du zu mir zurück?“

Du hebst mein Kinn an und wischst meine Tränen weg.

„Wenn du mich lässt.“

Zum ersten Mal seit Monaten küssen wir uns. Und zum ersten Mal seit Monaten wage ich zu hoffen.

## „Eiszeit“ von Matteo Stock

„Aber ich will auch etwas von meinem Leben haben“, schrie Lena eines Morgens ihre Mutter an. „Immer entscheidest du, was wir machen und wohin WIR anscheinend gerne gehen würden!“

Sie rannte in ihr Zimmer und schrie ihre Wut so laut heraus, das alle Tauben vom Dach der kleinen Mietwohnung in Aachen, wo die beiden wohnten, davonflogen. Ihre Mutter rannte ihr hinterher, doch Lena hatte die Tür schon abgeschlossen.

„Lass mich bitte rein, Lena!“

Doch Lena ließ nicht mit sich reden. Den Rest des Morgens saß sie in ihrem Zimmer und dachte über dies und das nach. Doch plötzlich wurden ihre Gedanken auf etwas ganz anderes gelenkt – etwas Großes und Schlangenartiges ...

\*\*\*

Julian saß in seinem Zimmer und spielte, wie jeden Morgen, Minecraft an seinem Gaming PC. Sein Vater kam herein und zog den Stecker des PC. „Du hast jetzt genug gespielt, geh doch mal raus an die frische Luft!“

Julian war wütend, aber er ging trotzdem in den Garten ihrer dreistöckigen Villa, da er es sich nicht mit seinem alleinerziehenden Vater verscherzen wollte.

Auf einmal rannte ein großer grauer Wolf mit einer schrecklichen Narbe über dem Auge auf ihn zu. Kurz vor Julian stoppte er und sagte mit tiefer Stimme: „Moin, Julian. Ich bin Junubilu und brauche deine Hilfe. Bitte steig auf, ich werde dich nach Juxium, eine für dich fremde Welt, bringen.“

Julian stieg auf, da er Wölfe und Abenteuer liebte. Urplötzlich tauchte vor ihnen ein Portal in einer anderen Dimension auf und Junubilu rannte hindurch.

\*\*\*

Lena realisierte erst mit Verzögerung, dass ein etwa drei Meter großer grüner Drache vor dem Fenster ihres Zimmers schwebte. Er sprach zu ihr: „Lena, ich bin Janagila, und wir brauchen deine Hilfe! Bitte steig auf, ich werde dich nach Juxium bringen.“

Lena überlegte eine Weile. Doch als der Drache noch näher an die Fassade flog, dachte sie sich, dass es so ähnlich sein könnte wie ein Gleitschirmflug, den sie schon immer mal machen wollte. Sie vertraute dem Drache, weil er süß aussah, also sprang Lena aus dem 6. Stock auf den Rücken von Janagila und er flog durch ein Portal.

Sie spürte einen starken Luftzug und sah, wie sie durch eine lila-rosa Masse flogen. Alles drehte und bewegte sich. Es gab einen lauten Knall, dann flogen sie über eine große grüne Grasfläche dahin. In der Ferne sah sie große rote Bäume und dahinter riesige Berge. Hinter ihr lag ein Meer mit türkisfarbenem Wasser. Es roch nach blühenden Blumen und saftigem Gras.

Janagila setzte zur Landung an und kam schließlich zum Stehen.

\*\*\*

Julian war starr vor Schreck, er hatte das Gefühl, als würde er aus einem Flugzeug springen. Er hörte einen lauten Knall, ihm wurde schwindelig, und dann wurde er ohnmächtig.

Er hörte entfernte Stimmen, die lauter wurden. Als Julian langsam die Augen öffnete, sah er einen Wolf und ein Mädchen, die sich über ihn beugten. Das Mädchen war etwa in seinem Alter und sah erleichtert aus.

Ganz langsam richtete Julian sich auf und sah sich um.

Das Mädchen half ihm hoch: „Gott sei Dank – ich dachte schon, du wärst tot!“

Julian sah sich verängstigt um. „Wo bin ich?“

Junubilu, der Wolf, meinte: „Ihr seid in unserer Heimat, aber kommen wir zum Wesentlichen: Wir brauchen eure Hilfe, um unsere Welt zu retten! Und wir dürfen keine Zeit verlieren. Folgt mir!“

Julian muss noch deinen Drachen kennenlernen, Lena. Janagila wird euch zeigen, was unser Problem ist. Wir sehen uns später wieder.“

Lena und Julian überquerten einen kleinen Hügel. Dort bekam Julian einen großen grünen Drachen zu Gesicht. Dieser stellte sich vor: „Hey Julian, ich bin Janagila. Ich bringe euch nun zu einem Ort, damit ihr seht, in welcher Angelegenheit wir eure Hilfe brauchen.“

Völlig überrumpelt stiegen beide auf den Drachen auf, ohne recht zu wissen, warum sie das taten.

\*\*\*

Auf dem Rücken von Janagila war es sehr windig. Julian und Lena hatten es schwer sich überhaupt zu verstehen.

Julian schrie durch den Wind: „Hast du eine Ahnung, warum wir hier sind? Und was wir retten sollen? Wo sind wir überhaupt?“

Sie brauchte eine Weile, um zu antworten: „Ich weiß nur, dass wir in Juxium sind und diese Welt irgendwie retten sollen. Aber, wer bist du eigentlich?“

„Ich bin Julian Schulz aus München. Letzten Samstag wurde ich 13. Und wer bist du?“

„Lena, komme aus Aachen und wurde auch erst am ...“

Weiter kam sie nicht, denn Janagila schrie: „Haltet euch gut fest! Wir sind da.“

Vor ihnen lagen große, umgestürzte rote Bäume, nur ein paar Meter weiter überzog eine kalte Eisschicht jegliche Vegetation. Es sah aus, als ob man die ganze Landschaft in eine Tiefkühltruhe gelegt hätte. Selbst Tiere waren dort zu Eis erstarrt.

Traurig sah Janagila die beiden an. „Versteht ihr nun unser Problem?“

\*\*\*

Im Lager der geflüchteten Tiere, nicht allzu weit vom Rand der Eiswüste entfernt, lief Junubilu auf und ab und dachte angestrengt darüber nach, wie er an Nahrung für die Tiere kommen könnte. Die Vorräte gingen langsam zur Neige, da der Vulkan immer mehr Lebensraum mit Eis übergoss. Wenn Lena und Julian ihn nicht bald stoppten, würde er ganz Juxium einfrieren.

Zwischen den vielen Holzboxen und provisorisch mit Stöcken aufgestellten Lederplanen wuselten die Tiere ängstlich hin und her. Junubilu konnte nur hoffen, dass alles glatt laufen würde

...

Plötzlich riss ihn eine kleine Maus aus den Gedanken und fragte ihn mit verängstigt piepsiger Stimme: „Wann können wir wieder nach Hause, in unseren geliebten Wald?“

„Wir können hoffentlich bald zurück. Hilfe ist unterwegs – wir haben die Zwillinge aus der Prophezeiung gefunden. Janagila ist schon mit ihnen auf dem Weg zu uns.“

\*\*\*

Lena, Julian und Janagila waren auf dem Weg ins Lager. Gerade flogen sie über eine wunderschöne Landschaft.

„Es wäre furchtbar, wenn diese ganze Welt mit all den Tiere darin zu Eis erstarren würde“ Das müssen wir unbedingt verhindern“, sprach Lena.

„Da hast du absolut recht“, stimmte Julian zu. „Aber wie nur? Ich frage mich, woher dieses ganze Eis kommt und wie es entstanden ist.“

„Später, im Lager, werden wir Euch alles erklären“, beendete Janagila den Dialog der beiden.

Bei der Landung wurden sie von vielen Tieren empfangen, die wie wild auf sie einredeten.

„Jetzt lasst die beiden doch erst mal ankommen“, knurrte Junubilu durch den Lärm.

Die Kinder wurden in das provisorische Camp geführt und waren sehr gespannt, was sie erwartete.

Junubilu erklärte: „Wir haben euch aus eurer Welt in unsere geholt, weil ihr laut einer Prophezeiung die einzigen seid, die uns noch helfen können. Wir leben seit vielen Jahrtausenden in dieser wunderschönen Welt im Einklang mit der Natur und genug zu essen für uns alle. Doch

bereits unsere Vorfahren wussten, dass der Tag kommen wird, an dem der Eisvulkan auf unserer Insel ausbrechen würde. Unsere Ahnen prophezeiten, dass dann nur die legendären Zwillinge das Eis aufhalten könnten.“

„Zwillinge?“, wiederholten Lena und Julian wie aus einem Mund. „Aber wird sind keine Zwillinge! Oder?“

„In der Prophezeiung heißt es weiter, dass wir die Zwillinge an ihren Anhängern, Schmuckstücken in Form eines halben Eiszapfens, erkennen würden“, fuhr Junubilu fort.

Beide schauten erschrocken auf die Anhänger an ihrem Hals.

„Den hat mir meine Mutter bei meiner Geburt geschenkt“, erklärte Julian und zog seinen Anhänger unter seinem T-Shirt hervor. „Leider habe ich sie nie kennengelernt, da meine Eltern sich früh trennten. Ich trage den Anhänger immer.“

Auch Lena zog ihren Anhänger hervor und hielt ihn neben Julians. Beide fügten sich nahtlos zu einem langen Eiszapfen zusammen.

„Bei mir war es genauso“, berichtete Lena. „Ich habe den Anhänger zu meiner Geburt von meinem Vater bekommen. Leider habe ich ihn auch nie kennengelernt ...“

„Wir haben sehr lange gebraucht, um euch zu finden“, sagte Junubilu. „Zu lange! Nun dürfen wir keine Zeit mehr verlieren. Nur ihr könnt unsere Welt retten, indem ihr die Anhänger zusammenfügt und in den Eisvulkan werft. Das ist eine schwere Mission, denn ihr könntet dabei erfrieren. Aber ihr müsst es schaffen, sonst wird unsere gesamte Welt mit Eis übergossen“.

Lena und Julian sahen sich erschrocken an.

„Wie sollen wir das nur hinbekommen?“, wandte Lena ein. „Wir sind doch erst 13!“

„Wieso ausgerechnet ich?“, rief Julian. „Ich vertrage Kälte nicht gut. Und wenn wir draufgehen? Ich will noch nicht sterben!“

In diesem Moment trat der Bruder von Junubilu neben sie und rief: „Wir haben keine Zeit mehr! Der Eisvulkan bricht wieder aus!“

„Okay“, sagte Junubilu: „Ihr müsst jetzt los. Janagila wird euch auf der Spitze des Eisvulkans absetzen, dann müsst ihr euren Anhänger reinwerfen. Anschließend sind wir hoffentlich gerettet. Ihr packt das, wir glauben fest an euch!“

\*\*\*

Verängstigt saßen Julian und Lena auf dem Rücken von Janagila. Der Drache hingegen war ganz ruhig. „Denkt daran, nicht zu nah an den Eiskern zu gehen“, ermahnte er sie. „Ihr müsst schnell handeln, wenn ihr oben seid, sonst werdet ihr erfrieren. Ich werde über euch in der Luft bleiben. Falls irgendetwas passiert, fliege ich euch direkt zum Lager zurück, damit ihr versorgt werdet. Nun viel Glück, wir sind da.“

Sie erblickten einen riesigen, angsteinflößenden Eisberg, aus dessen Spitze weiß glitzerndes Eis schoss. Die Kälte, die von ihm ausging, spürte man bis ins Blut.

Janagila konnte nicht auf dem Eis landen, da es zu rutschig war. Also sprangen die Kinder vom Rücken des Drachen ab.

Auf dem spiegelglatten Eis hatten sie Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Auf allen Vieren krochen sie Richtung Spitze.

Bald waren es nur noch wenige Meter, die sie von dem Gipfel trennten. Langsam krochen sie auf dem glatten Eis nach oben, immer mit der Angst im Hinterkopf, dass ein einziger kleiner Fehler ihren Tod bedeuten kann.

Oben angekommen, zeigte Julian auf ein abschüssiges Plateau: „Dort müssen wir hin, um nah genug an den Eiskern zu kommen.“

„Das schaffen wir doch nie!“, rief Lena.

„Wir müssen es zumindest versuchen!“

Vorsichtig rutschte Julian als Erster nach unten. An einem kleinen Vorsprung konnte er stoppen.

Nun rutschte auch Lena langsam auf dem Po nach unten. Immer wieder versuchte sie, mit den Schuhen zu bremsen, doch sie wurde immer schneller.

„Hilfeeeeee!“, schrie sie. „Hilf mir!“

\*\*\*

Junubilu hatte alle Pfoten voll damit zu tun, den Umzug des Lagers zu organisieren. Sie mussten weiter von dem Eisvulkan weg, denn das Eis war drauf und dran, bis ins Lager vordringen. Überall herrschte Hektik, alle Tiere halfen beim Zusammenpacken.

Den Packtieren wurden Zelte, Planen und Rucksäcke umgehängt. Wo das neue Lager sein sollte, wusste noch niemand. Dann liefen alle Tiere los.

Die Eisschicht kam immer näher.

\*\*\*

Julian streckte die Hände nach Lena aus und machte sich ganz schwer: „Schnell, nimm meine Hand!“

Lena konnte sie gerade noch greifen. Julian zog sie im letzten Moment zu sich auf den sicheren Vorsprung. „Das war verdammt knapp!“

Schnell nahmen beide ihre Ketten vom Hals, fügten die Anhänger zu einem Eiszapfen zusammen, und Lena warf diesen in den Eiskern.

Innerhalb von Sekunden verdampfte alles Eis, und eine riesige Dunstwolke stieg auf. Als der Dunst sich wieder verzog, war alles anders: die Eisschicht war weg, der gesamte Berg mit Gras übersät.

Sie sahen, wie Janagila immer tiefer kreiste und rief: „Ihr habt es geschafft! Ihr habt uns gerettet! Kommt nach oben, wir fliegen zurück!“

Die Zwillinge kletterten zurück zur Spitze des Berges und stiegen auf den Drachen. Janagila flog mit ihnen zum alten Lagerplatz, zu dem die Tiere nach der Zerstörung des Eisvulkans zurückgekehrt waren. Man gab den Kindern Decken, alle jubelten und dankten ihnen.

Den restlichen Tag und die restliche Nacht feierten alle ein tierisches Fest mit Tanz, Gesang und leckeren Getränken.

Julian und Lena nutzen die Zeit, um sich ausgiebig über ihre Eltern, ihr Leben und ihre Erlebnisse auszutauschen. Denn sie waren, wie sie gelernt hatten, Zwillinge, und ihre Lenas Mutter und Julians Vater die Eltern der beiden. Sie nahmen sich vor, dieser Sache nach der Rückkehr in ihre eigene Welt nachzugehen ...

\*\*\*

„Lena! Julian! Ihr könnt runterkommen!“, rief ihre Mutter.

Julian schaltete den PC aus und ging nach unten. Lena folgte ihm.

Im Wohnzimmer standen ihre Eltern und sangen gemeinsam »Happy Birthday«.

Nachdem die Kinder aus Juxium zurückgekehrt waren, hatten sich ihre Eltern versöhnt, und alle waren zusammen in die Villa in München gezogen.

Der Vater sagte: „Herzlichen Glückwunsch zum 14. Geburtstag, ihr zwei!“

Auf dem Tisch stand eine Eistorte in Form eines Bergs mit einer Feuerfontäne in der Mitte. Lena und Julian schauten sich an und mussten lachen.

# „Osamu Dazai – Disqualified as a Human Being“ von

## Aliah Urban

Osamu Dazai. Ein Autor, der mit einem Buch in 1948, in dem er darüber schreibt wie es sich anfühlt, sich nicht wie ein Mensch zu fühlen und noch immer der zweit meistverkaufte Roman in Japan ist, beschrieben hat, was keine\*r sonst auf diese Weise beschreiben kann. Er verfasste und veröffentlichte es 1948. 1948 nahm er sich ebenfalls das Leben. Und so unterlief ein Fehler in der Übersetzung, den er nicht verbessern hätte können. Weltweit gibt es einen Fehler in der Titelübersetzung. Ein Fehler ist vielleicht zu dramatisch und hart ausgedrückt, wenn man bedenkt, dass es zwar vielen Leuten bewusst geworden ist, es gibt bereits einige Artikel, die sich mit dem Thema beschäftigen und oftmals steht der Originaltitel in Klammern dahinter, es aber nie offiziell geändert wurde. Aber jedes Mal wenn ich das Buch sehe, den dickgedruckten Titel irgendwo, jetzt wo es seit einiger Zeit international bekannt ist, kommt mir immer wieder ein Gedanke:

Ich glaube, Osamu Dazai hätte diese Übersetzung nicht zugelassen.

Das Buch trägt den Namen „No Longer Human“. Das ist allerdings nicht der Name, den er gewählt hat, da der Roman in seiner Muttersprache, also japanisch, entstanden ist. „Ningen Shikkaku“ ist der Name, der von ihm kommt. „Ningen“ bedeutet so viel, wie Mensch, Person oder Sterblicher. Doch jetzt kommt das entscheidende Wort: Shikkaku. Egal in welchem Wörterbuch man nachschlägt, man bekommt immer das gleiche Wort angezeigt: Disqualifikation.

Die Übersetzung ist „No Longer Human“ oder „A Shameful Life“ und auf Deutsch teilweise sogar „Gezeichnet“. Bei den letzteren beiden bleibt viel Interpretationsfreiraum, aber im Endeffekt kennt jede\*r das Buch unter „No Longer Human“.

Und genau das ist der Punkt.

Osamu Dazai's Bücher muss man interpretieren und analysieren. Man muss seine Gedanken intensiv entschlüsseln. Diese Mühe macht sich keiner beim Titel. Weil es als klar erscheint. „No Longer Human“. Eine ziemlich klare Botschaft. „Kein Mensch mehr“. Aber ist es das, auch wenn dort ebenfalls viele Fragen aufkommen, was der Titel eigentlich aussagen will? Du bist kein Mensch mehr. Ich bin kein Mensch mehr, auf psychischer Ebene. Das originale Wort, welches Dazai aus vermutlich einem Grund gewählt hat, übersetzt sich allerdings immer mit „Disqualifikation“.

In dem ganzen Buch dreht es sich darum, wie er (zum Teil selbst), beziehungsweise der Protagonist sich nicht wie ein Mensch fühlt. Sein ganzes Leben lang nicht. Er spürt nicht das, was die anderen spüren, er wünscht sich Dinge zu Weihnachten, weil seine Geschwister es tun, versteht den Sinn aber nicht, versteht bei so ziemlich allem nicht, was ihm all das später bringen soll. Und er fühlt sich zwar immer so, aber obwohl es so ist, denkt er von sich selbst als ein Wesen, welches ein Mensch sein sollte, aber all diese Emotionen und Gefühle nicht verstehen kann. Und vor allem keinen Lebenssinn in irgendetwas sieht. Und so fühlt er (hier ist die Rede von Yozo, dem Protagonisten, aber einen Teil davon kann man auf Dazai selbst übertragen) disqualifiziert als Mensch. Er weiß, dass er einer ist, natürlich ist er das, aber er ist von Anfang an disqualifiziert gewesen. Und hier kann man alle anderen Titel unterordnen: Er beschreibt sein Leben als schamvoll, weil er den Sinn nicht versteht und denkt, andere haben es mehr verdient, er sei ja noch nicht einmal noch ein Wesen mit menschlichen Gefühlen. Obwohl vielleicht gerade diese doch menschlich sind. Weshalb er sich schuldig für dieses aus seiner Sicht „verschwendete Leben“ fühlt. „Gezeichnet“ ist der teilweise deutsche Titel, der dafür stehen kann, dass er selbst von diesem schlechten, schamvollen Leben gezeichnet war oder eben etwas ganz anderes, lässt sich aber einordnen. Und zu guter Letzt „No Longer Human“ beschreibt das ganze Gefühl, das ihn begleitet. Aber das ist nur das Gefühl. Vermutlich das einzige, welches er jemals registriert hat, auch wenn dort noch viele mehr waren.

Wieso ist dieses eine Wort so wichtig? Dass er disqualifiziert als Mensch ist und nicht einfach keiner ist? Für viele Leser\*innen spielt das absolut keine Rolle. Und das ist in Ordnung. Aber da ist ein gravierender Unterschied. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass Dazai so vieles verschlüsselt und symbolisiert und diese Abänderung des Titels in seinem Sinne gewesen wäre. Er hat das Wort „disqualifiziert“ aus einem Grund gewählt. Weil es ein Prozess ist. Und keine einfache Feststellung. Weil er wusste, dass er ein Mensch sein sollte, oder Yozo es sollte, es äußerlich auch immer war, aber es in sich selbst einfach nicht sehen konnte und die anderen vielleicht beinahe bemitleidete, die es versuchten.

Während der Autor sich gleich nach der Veröffentlichung des Buches das Leben nahm, überlebte Yozo hingegen und lebte weiterhin ein Leben voller Scham und Leid.

Ob es wirklich eine Bedeutung für dich hat, was der originale Titel mit dem Charakter Yozo zu tun hat, mit seiner Geschichte und Dazai selbst, ist deine Entscheidung. Für mich persönlich hat sich jedoch, nachdem ich über all dies nachgedacht und nur die wenigen Worte des Titels genau analysiert habe, die gesamte Art und Weise, wie ich das Buch und das, was es beschreibt, wahrnehme, verändert.

Man muss eventuell abschließend noch erwähnen, dass das Buch auch unter „Disqualified as a Human Being“ auffindbar ist. Allerdings steht dieser Titel auf keinem Buch drauf, sondern eben meistens „No Longer Human“ und wenn man nachschaut, wird man auch direkt auf diesen übersetzten Titel umgeleitet.

Außerdem ist noch einmal wichtig zu erwähnen, dass Dazai natürlich nicht Yozo ist, sie allerdings viele Gemeinsamkeiten haben und Dazai lässt Yozo Konflikte, Situationen und Gedankengänge empfinden, die ihn selbst begleitet haben, bzw. die er erlebt hat.

Haiku

Regen tropft ins Nichts

Tränen tropfen ins Leere

Und sie fließen fort

# „Elektrische Wolken“ von Timur Utabaev

Im Schein der Deckenlampe beugte sich Declan Maxwell über die Leiche des Mannes. Der Geruch sagte ihm, dass sie hier schon länger lag.

Todesursache: Strangulierung, vermutlich mit der eigenen schwarzen Krawatte. Kleidung: dunkelgrüner Regenmantel, schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Schuhe. Mit der rechten Hand hielt der Tote den Griff einer vernickelten Automatikpistole krampfhaft umklammert.

Ladehemmung ... deshalb hat er sich nicht wehren können.

Er hatte wässrige blaue Augen, die Declan gerne schließen wollte, und schwarzes Haar, von der Neonlampe bläulich verfärbt.

„Selbst als er noch lebte, sah er fast nie lebendig aus“, murmelte Declan. Sein Blick fiel auf ein winziges Detail am Haaransatz. Irgendwas störte ihn. Probeweise zog er an einer Strähne und stellte fest, dass das schwarze Haar eine Perücke über blondem Haar war.

Declan blinzelte. Jetzt merkte er auch, dass es Narben auf dem Gesicht des Toten gab, die dort nicht sein sollten.

Das ist er nicht! Das ist lediglich das Resultat einer plastischen Operation!

Er richtete sich wieder auf, prüfte den Griff seines kurzläufigen Revolvers im Schulterholster unter dem dunkelbraunen Regenmantel und dem gleichfarbigen Sakko.

Mit Ausnahme des Knisterns der alten Lampe, seines Herzschlags und seinen Atemzügen vernahm er keine Geräusche. All diese Geräusche sind künstlich, dachte er bitter.

Wie als Antwort spürte er Schmerz in der Herzgegend: ein Flattern des synthetischen Muskels, das in den linken Lungenflügel ausstrahlte, letzterer ebenfalls synthetisch.

Als Folge eines Schusswechsels mit einem Unbekannten einen Monat zuvor hatte Declans Leben lange am seidenen Faden gehangen. Die künstlichen Organe, die ihn retten sollten, hatten ihn ein Jahresgehalt gekostet.

Ein letzter Blick durch das Hotelzimmer. Unter dem Bett fiel ihm etwas Helles ins Auge. Er bückte sich erneut, fand einen dreckigen Klebezettel.

Ein einzelnes Wort stand darauf in schiefer Handschrift zu lesen: Doppelgänger.

Declan stieß einen Fluch aus und trat aus dem spärlich eingerichteten Hotelzimmer in den schmalen Korridor. Während er sich zum Aufzug bewegte, begriff er, dass er auf sich allein gestellt war.

Der Chef hatte ihn trotz der gerade erst durchgestandenen OP zu sich beordert. Declan erinnerte sich daran, wie er im Stuhl gesessen hatte, noch erschöpft nach einer weiteren schlaflosen Nacht, und den wirren Erklärungen Harrisons lauschte.

Irgendwann war er aufgestanden, hatte Harrison fest in die Augen geschaut und Klartext gefordert.

„Ich wäre gleich zum Thema gekommen“, entgegnete Harrison etwas irritiert. „Es geht um Ian. Nur du bist gerade verfügbar, und der Fall erfordert jemanden mit Erfahrung. Ich brauche dich.“

„Was ist passiert?“, Declan sank wieder in seinen Stuhl zurück.

Harrison schob ihm wortlos eine Mappe hin.

Das war vor drei Tagen gewesen.

In dieser kurzen Zeitspanne hatte sich Declan bemüht, sich so gut wie möglich über den nun ihm zugewiesenen Fall zu informieren. Sein Kollege war auf der Spur eines Mörders mit Gottkomplex gewesen. Die potenzielle Beschreibung des Verdächtigen sah Ian selbst erschreckend ähnlich.

Declan ahnte Ungutes.



Zugluft piff durch den Korridor. Das Hotel war klein und alt, verloren im gnadenlosen Glanz der Hauptstadt. Es beherbergte nahezu niemanden. Der Geruch von nassen Regenmänteln, Schimmel und Zigarettenrauch durchzog das Gebäude von oben bis unten.

Der alte Mann hinter dem Empfangsschalter verfolgte Declan mit demselben leeren Blick, mit dem er ihn auch begrüßt hatte. Er interessierte sich weder für den Ermittler der Detektei Nash Investigations noch für den Toten oben im Zimmer.

Draußen wirkte selbst der schwere Regen erleichternd auf Declan. Ein kühler Wind zerrte an seinem von grauen Strähnen durchsetzten braunen Haar und am Saum des Mantels. Frühlingswind ... dass ich nicht lache!

Seine Gedanken schweiften zu einer gähnenden Leere, die ihn selbst von den leuchtenden, pulsierenden, grellen Fassaden der Wolkenkratzer anzustarren schien. Declan konnte sich nicht von der Ahnung lösen, dass der Mann, der Ian – das hieß: Ians Doppelgänger – ermordet hatte, ganz in der Nähe sein musste.

Die pechschwarze Krawatte um Ians kreidebleichen Hals tauchte vor seinem inneren Auge auf. Unweigerlich löste er den Knoten seiner eigenen weinroten Krawatte.

Warum hatte der Tote Ians Gesicht? Warum die Mühe, jemanden einer plastischen Operation zu unterziehen, die passende Kleidung, die richtige Schusswaffe aufzutreiben, nur ihn um dann ...

Um ihn herum trieben Menschen umher, bunte Fische in einem riesigen Aquarium. In der Stadt, wo der Himmel bei Tag und Nacht gleichermaßen elektrisch schien, hatte sich alles an diesem Abend statisch aufgeladen.

Declan beschleunigte seine Schritte. Er fühlte sich beobachtet.

An einem Fußgängerübergang angekommen, drehte er den Kopf unauffällig in die Richtung, aus der er den fremden Blick zu spüren glaubte.

Eine Gestalt in dunkelgrünem Regenmantel stand in einiger Entfernung. Den Mantel und das schwarze Haar konnte er von seiner Position aus erkennen.

Ian! Dann war die Leiche... ein Köder! Und der Mörder hatte Zeit genug, um seinen sadistischen Plan auszuführen!

Die Gestalt verschwand zwischen anderen Menschen.

Declan zögerte. Um ihn herum setzten sich Fußgänger in Bewegung, als die Ampel auf Grün wechselte. Im elektrisierten Himmel schwebte ein Flugschrauber der Polizei.

Declan folgte der Gestalt im grünen Regenmantel, so gut es ging. Manchmal tauchte sie in der Menge unter, manchmal konnte er den Saum ihres Mantels oder das schwarze Haar sehen. Sie führte ihn langsam, aber sicher weg von den zentralen Straßen. Irgendwann merkte Declan, dass das Geräusch seiner Schritte nicht länger vom Lärm zahlloser Fußgänger, dem Heulen von Polizeisirenen, dem Rauschen von Autoreifen und dem Sirren von Flugschraubern geschluckt wurde.

Dort, wo der künstliche Glanz der Hauptstadt zurücktrat, offenbarte sich altbackene Hässlichkeit. Opfer von früheren Wirtschaftskrisen – geschlossene Bürokomplexe, kaum renovierte Wohnblöcke, zugenagelte Läden – reihten sich nun an den Seiten der Straße aneinander, in die die Gestalt im grünen Regenmantel sich bewegte.

Declan fühlte erneut Stiche in seinem künstlichen Herz. Der Regen auf seinem Gesicht kam ihm kälter vor als sonst.

Er wusste, dass er in eine der ältesten Fallen der Welt zu tappen drohte – eine größtenteils menschenleere, verlassene Gegend, weitab vom Zentrum, wo die Polizei schon genug damit zu tun hatte, potentiellen Opfern stets zu spät zur Hilfe zu kommen, aus welchen Gründen auch immer.

Schlagartig brach die Intuition über ihn herein. Vorher unerhört und als bloße irrationale Vermutung abgetan, drang sie jetzt in seinen Verstand und rief ihm zu: Ian! Doppelgänger! Die Zeit, da er als verschollen galt, hat er dazu genutzt, eine Falle vorzubereiten und mich zu sich zu locken!

Die Person bog in ein leer stehendes Gebäude ab, ein nie fertig gebautes, inzwischen marodes Hochhaus, das einst ein Wohnheim für Studenten hatte werden sollen. Ihre schnellen Schritte hallten auf der Treppe, als Declan ebenfalls durch die nasse Eingangshalle eilte, die rechte Hand bereits unter Regenmantel und Sakko.

Bei einem leeren Aufzugsschacht angekommen, hörte Declan, dass die Zielperson stehen blieb. Er wich hinter die Betonwand zurück.

Mehrere Schüsse knallten.

Declan hatte in der Deckung seinen kurzläufigen Revolver gezogen. Sobald der Verfolgte aufhörte, zu schießen, lugte Declan hinter der Ecke hervor und gab einen Schuss ab, der sein Ziel jedoch verfehlte.

Sein Gegner hastete weiter nach oben.

Nach vier Treppenabsätzen machte sich in Declans Herz und dem linken Lungenflügel ein Brennen bemerkbar. Sein Atem wurde keuchend.

Durch die leeren Fensteröffnungen wurde Regen hineingeweht, Zugluft blies durch das aus Stahl und Beton bestehende Skelett des Gebäudes.

Die Zielperson schien all dies nicht zu stören. Sie hatte ihren Schritt nicht verlangsamt.

Declan riss sich zusammen. Er musste herausfinden, wer dieser Mann wirklich war.

Nach zwei weiteren Treppenabsätzen wurde es ihm kurz schwarz vor Augen. Gerade noch rechtzeitig hörte er, wie sein Gegner sich, statt weiter die Treppe hinaufzulaufen, verstohlen wieder ein Stück nach unten, auf ihn zu bewegte. Declan zog sich hinter den nutzlosen Aufzugsschacht zurück, der sich zum Glück bis fast nach oben zum Dach erstreckte.

Keine Sekunde zu früh. Drei oder vier Kugeln prallten auf den nassen Boden und gegen die Wand. Ein Abpraller kam Declan gefährlich nahe.

Die zwei Schüsse, die Declan seinerseits abfeuerte, trafen wieder nicht. Sein Gegner war nach seiner Salve sofort weitergerannt.

Declan erreichte das letzte vollständige Geschoss, auf dessen nur aus Stahlträgern bestehenden Wänden noch eine Decke aus Beton ruhte. Als er vom letzten Treppenabsatz hinaus in den Raum hasten wollte, nahm er aus den Augenwinkeln eine blitzschnelle Bewegung wahr. Gedankenschnell ließ er sich auf den nassen, unfertigen Boden fallen.

Sein künstliches Herz meldete sich mit einem schmerzhaften Flattern, aber das Donnern der Schüsse über seinem Kopf, die das lauter gewordene Rauschen des Regens und Heulen des Windes peitschend durchschnitten, verriet ihm, dass er nur knapp dem Tod entgangen war.

Er schoss aus der liegenden Haltung zurück, doch der Gegner hatte bereits die letzten Treppenstufen nach oben aufs Dach erklommen.

Declan verharrte einige Augenblicke bei der Treppe. Durch eine quadratische Öffnung in der Betondecke konnte den wolkenverhangenen Himmel sehen. Überdeutlich spürte er den Regen auf sich niederprasseln, roch den nasskalten Beton.

Außer seinem Herzschlag, dem Heulen des Windes und dem Rauschen des Regens hörte er nichts.

Er kann sich da oben nahezu überall positioniert haben ...

Es gab keinen Weg zurück. Abzuwarten, bis der Gegner zu ihm käme, würde nicht funktionieren.

Declan fühlte, wie sich seine Finger um den Griff des Revolvers krampften. Er holte tief Luft und rannte über die Stufen nach oben.

„Halt!“

Declan wirbelte herum.

Ian Hartwell stand seelenruhig da, den rechten Arm ausgestreckt.

Seine vernickelte Automatikpistole glänzte im Schein von Werbetafeln und unzähligen anderen Lichtquellen am umgebenden Nachthimmel.

„Lass deine alte Knarre auf den Boden fallen!“ Wässrige Augen starrten Declan durchdringend an.

Declan kniete sich langsam hin, legte den Revolver aufs Dach. Ein Windstoß zerrte an seinem Haar und am Regenmantel.

Ian lächelte dünn und drückte ab.

Klick.

Dass die Ladehemmung von Ians Waffe ihm das Leben gerettet hatte, registrierte Declan kaum, denn schon schleuderte Ian die Pistole mit einem Schrei beiseite und rannte auf ihn zu.

Declan wich zurück, weg von der Treppe, um beim nächsten Angriff seines Gegners nicht die Stufen hinabzustürzen. Er konterte mit einem rechten Haken, der von Ian allerdings mit erschreckender Schnelligkeit geblockt wurde.

Declan schnappte sich seinen Revolver vom Boden, aber Ian packte sein Handgelenk, und versuchte, es ruckartig zu drehen, sodass Declan gezwungen war, die Waffe fallen zu lassen.

Ein neuer Windstoß fegte ihm einen Schwall Regenwasser ins Gesicht. Declan begriff, wie klein die Fläche unfertigen Bodens war, auf dem er und Ian sich befanden. Stahlträger ragten hier und da aus dem Beton, tiefe Pfützen hatten sich an vielen Stellen gebildet.

Declan trat mit aller Kraft auf Ians Fuß und rammte ihm den Ellbogen gegen die Rippen. Das verschaffte ihm wenige Sekunden Zeit, um Abstand zwischen sich und den Rand des Daches zu bringen. Sein Blickfeld verschwamm. Er hatte seine künstlichen Organe zu früh überlastet.

Ian stürmte wieder vor.

Declan wich einem neuen Schlag aus, erhielt einen Tritt gegen das Schienbein, fiel dann auf eine Finte herein, und fühlte plötzlich Blut auf seinen Lippen.

Sein Mantel hing ihm schwer auf den müden Schultern. Er musste den Revolver in die Finger kriegen, bevor ...

Im nächsten Augenblick traf ihn ein übler Haken unters Kinn, dann durchzog ein grässlicher Schmerz seine gesamte rechte Seite. Declan keuchte. War der Schmerz in den künstlichen Organen zuvor schon stark gewesen, so trieb er ihn jetzt an die Grenze zur Bewusstlosigkeit.

„Du verstehst nicht, warum ich so mächtig bin, oder?“ Ian lachte, während er das blutige Klappmesser zurück in die Tasche seines Mantels steckte.

Er begann, Declan in gebührender Entfernung zu umkreisen.

Declan hob die vor Schmerz brennenden Arme zur Verteidigung. Warmes Blut nässte sein Hemd, ließ zusammen mit dem Regen die Kleidung am Körper kleben. Er spuckte blutigen Speichel in eine nahe Pfütze, suchte mit den Augen nach seinem Revolver und sah, dass dieser weniger als einen halben Meter vom Rand der Plattform entfernt zum Liegen gekommen war.

„Warum tust du das?“, rief Declan zurück. „Warum der Doppelgänger? Warum diese Falle für mich, dieses grausame Bühnenstück?“

„Wir sind nur Marionetten auf der Bühne des Lebens“, schnaubte Ian. „Du hast den Befehl von Harrison befolgt. Wie überaus voraussehbar. Ich wusste, dass du die Rolle des Zinnsoldaten übernehmen würdest, Kollege.“

Declan war gezwungen, Ian im Auge zu behalten, während dieser wie ein Raubtier Kreise um ihn zog.

„Die letzten Wochen hast du also genutzt, um jemanden – mit welchen Mitteln auch immer – auf dem Wege plastischer Chirurgie dir anzugleichen, ihn anschließend zu verkleiden und dann zu ermorden. Warum, Ian, warum?“

„Erinnerst du dich an das Nanomaschinen-Programm von Federal Automatica?“ Ian grinste wieder. Seine wässrig-blauen Augen glühten irre vom reflektierten Licht einer blinkenden Werbetafel. „Weißt du noch, wer der einzige Freiwillige aus unserer elenden Detektei war? Die Nanomaschinen machten mich nicht nur stärker, sie machten mich weiser und klüger. Sie gaben mir die Möglichkeit, völlig ungehindert, übermenschlich zu denken. Ich habe die Rolle des Übermenschen ausprobiert. Sie hat mir gefallen. Leuten wie mir ist alles möglich. Schnell fand ich jemanden, dessen Leben ich mir unterwerfen konnte. Ich modifizierte ihn, um die auf meine Spur

zu locken. Früher oder später würdest du mich suchen, Zinnsoldat. Und gestern trat dann Phase eins meines Plans in Aktion.“

Ian kam langsam näher. Er war kein Mensch mehr, das begriff Declan jetzt, sondern ein mit Nanomaschinen vollgepumptes Raubtier, das abscheuliche Resultat der Wechselwirkungen zwischen experimenteller Technologie, Größenwahn und Mordlust.

„Das perfekte Verbrechen, Declan! Und nicht nur das, sondern der perfekte Abschied von meinem alten Körper! War es nicht symbolisch? Ein organischer, mangelhafter Doppelgänger?“

Declan stolperte unwillkürlich zurück. Jetzt, kaum noch drei Schritte vom Rand des Daches entfernt – etliche Stockwerke bis zum Boden –, kamen ihm trotz der wilden Panik Worte in den Sinn. „Ein Übermensch bist du also, eine Marionette ohne Fäden?“ Er versuchte, Hohn in seine Stimme zu legen, während er den Revolver aus den Augenwinkeln anpeilte. „Erkläre mir eins: Ist die mordende Marionette wirklich so frei, steht der von Blutrünstigkeit versklavte Mensch wahrlich über uns allen?“

„Genug!“, spie Ian aus und vernichtete mit zwei raschen Sprüngen die Distanz zwischen ihnen.

Declan warf sich zur Seite, knapp neben den Rand des Daches. Der Schmerz des Aufpralls raubte ihm fast alle Sinne. Doch dann fanden seine Finger den Revolver. Als er die Mündung auf Ian richtete, konnte er für einen Augenblick wieder klar denken.

Er drückte ab.

Die Kugel traf Ian in den Brustkorb. Sein Blick versprühte einen so unaussprechlich brennenden Hass, dass Declan wie erstarrt liegen blieb.

Ian schwankte, stolperte auf Declan zu, taumelte wieder, und verlor dann das Gleichgewicht.

Wie gebannt starrte Declan Ians Körper nach, als dieser in die Tiefe segelte, leblos wie eine Marionette ohne Fäden.

Er rollte sich vom Rand weg.

Der Geruch des Regens und der kühle Frühlingwind erfüllten ihn mit neuer, vager Hoffnung. Das Sirren eines Flugschraubers war ganz nah. Polizeisirenen heulten durchdringend auf.

Im Licht der elektrischen Stadt schöpfte Declan Maxwell Atem.

# „Aus dem Leben einer Topfpflanze“ von Marie Vogt

Da ich diesen Text für Menschen schreibe, halte ich es für angebracht, sofort mit den Unterschieden anzufangen. Menschen wollen nichts von Gemeinsamkeiten wissen, das nützt ihnen wenig in ihrem Abgrenzungsdrang.

Der signifikante Unterschied zwischen den Tieren, auch den Menschen, und den Pflanzen, auch den Topfpflanzen, besteht nämlich in der Bewegung. Menschen können sich ohne fremde Hilfe von A nach B bewegen (sofern B nicht mehr als eine Straßenecke von A entfernt liegt, denn dann nehmen sie für gewöhnlich Transportmittel) .

Und alle anderen Differenzen leiten sich eigentlich aus diesem Unterschied ab.

Abgesehen von dem nicht unbedeutenden Detail, dass Pflanzen nicht reden können, natürlich. Wie ich dann diesen Text an Sie schreibe, fragen Sie sich? Typisch Menschen, immer müssen sie alles besser wissen, immer ein Haar in der Suppe finden. Freuen Sie sich doch einfach mal über das Leben im Allgemeinen und dieses hübsche kleine Stück Prosa im Besonderen.

Das ist ein Unterschied zwischen mir und den Menschen.

Ich bin eine sehr zufriedene Zeitgenossin, was man von Ihrer Art ja nicht behaupten kann (von meiner aber leider auch nicht ausnahmslos, mein Nachbar Palme ist beispielsweise sehr griesgrämig, vor allem, wenn er wieder nicht ausreichend gewässert wurde). Nun werden Sie sicherlich einwenden, dass Fatalismus noch nie jemanden weitergebracht hat, bis auf dessen Erfinder vielleicht, aber fragen Sie mal zehn Menschen auf der Straße, die werden auch nicht wissen, wer Ihnen den eingebrockt hat (es sei denn natürlich, es handelt sich um die Straße vor der Fakultät Philosophie, da stehen die Chancen doch ganz gut).

Aber ich verrate Ihnen jetzt einmal ein großes Geheimnis: Wenn es einen nicht kümmert, dass man in seinem Leben nichts erreicht hat und auch nichts erreichen wird, ist man glücklicher, als wenn man die ganze Zeit darüber nachdenkt, was man alles noch erreichen müsste, und darüber verzweifelt.

Da hätten wir also jede Menge Punkte gesammelt, die zur Abgrenzung verwandt werden können.

Was das bedeutet?

Das jetzt der perfekte Zeitpunkt ist, Sie mit meiner Lebensgeschichte zu behelligen.

Finden Sie nicht? Nun, das ist dann wohl Ihr Problem.

Vormals lebte ich an einem Ort, der Blumenladen genannt wird, obgleich dort auch Pflanzen wohnen, die sich nicht als Blumen identifizierten, aber man fragte sie nicht danach.

(Nein, ich bin auch keine Blume, sonst hieße dieser Text ja „Aus dem Leben einer Topfblume“, nicht Topfpflanze. Da sind Sie Menschen schon so stolz auf Ihren klugen Kopf und stellen trotzdem so überflüssige Fragen.)

In diesem Laden spielen also meine frühesten Erinnerungen. Viele andere Pflanzen lebten dort, aber die meisten nicht für lange. Eine der wenigen Alten befand sich in einem potthässlichen Topf schräg gegenüber von meinem eigenen (ungleich hübscheren). Sie erzählte mir, dass die meisten nur kurz an diesem Ort wohnten, dass ständig Menschen kämen und einen oder mehrere der unsrigen mit sich nähmen, und dass ab und zu ein größerer Schwung einzögen, was ich ebenfalls alles beobachten konnte, aber sie erzählte es dennoch ständig, bis schließlich auch mich ebenjenes Schicksal ereilte.

Und zog ich um, in die Wohnung einer jungen Menschin, in der schon ein paar andere wohnten. Ich bekam einen Platz zugewiesen neben Palme, den ich ja eingangs schon erwähnt hatte.

Ich höre Sie ja schon wieder murren?

Was habe ich denn diesmal verbochen?

Noch nicht vorgestellt habe ich mich?

Verzeihen Sie, mir war gänzlich entfallen, wie viel Wert Menschen auf derartige Feinheiten legen.

Nun denn, ich bin, wie ich schon sagte, eine Topfpflanze.

Und als ich noch im Blumenladen lebte, steckte in der Erde in meinem Topf ein Schild mit der Aufschrift „Grünlilie“, was laut der Alten eine Art Bezeichnung für meine Gattung darstellen sollte. Ich finde diesen Namen aber leider über alle Maßen scheußlich, weshalb ich mir die Freiheit genommen habe, mir selbst einen auszusuchen (ich weiß, das ist bei Ihnen nicht üblich, aber es ist mir ehrlich gesagt ziemlich gleich, was Sie über diesen Formbruch zu sagen haben): Wenn ich mich also selbst vorstellen darf (denn sonst wird es keiner tun): Mein Name ist Indigo. Klingt hübsch, finden Sie nicht auch?

Das ist im Übrigen eines der vermutlich wichtigsten Dinge, die ich in meinem Leben getan habe: Mir einen Namen gegeben.

Auch eine Art von Empowerment, um an dieser Stelle noch einen besonders tollen neudeutschen Twitter-Begriff einfließen zu lassen.

Das jedenfalls waren die wichtigen Eckdaten zu meinem Leben. Unspektakulär, höre ich Sie schimpfen, wieso müssen Sie bloß so ein langweiliges Geschreibsel lesen?

Nun, das kann ich Ihnen auch nicht sagen.

Aber da ich der Beschreibung meins Nachbars Palme, „unverschämt und anmaßend“ (ich weiß auch nicht, warum ich noch mit ihm rede, beziehungsweise, ich weiß es doch, er ist der einzige im Raum, die anderen Pflanzen kann man kaum verstehen, und wenn eine Optionen gar nicht reden lautet, würde ich immer die andere wählen) gerecht werden will, kann ich Ihnen ja einfach noch ein paar ungewollte Ratschläge mitgeben, die Sie, das weiß ich jetzt schon, mit einem Augenrollen kommentieren und selbstverständlich nicht befolgen werden.

Den ersten kennen Sie schon: Machen Sie sich weniger Gedanken, und seien Sie glücklich im Moment, es könnte einer Ihrer letzten sein. Schließlich wissen Sie nie, ob Sie morgen wieder gewässert werden. Sie sind ein Mensch und müssen nicht gewässert werden? Na, wie Sie meinen. Sie werden es schon merken, wenn es zu spät ist.

Aus meinem zweiten Tipp spricht vor allem Neid: Bewegen Sie sich so viel Sie können, und denken Sie daran, dass es Lebewesen gibt, die dessen nicht mächtig sind. Ich kann unseligerweise nicht einfach zwei Räume weiter marschieren, wenn es mir nach einem anderen Gesprächspartner gelüftet.

Und zum Dank dafür, dass Sie bis hierhin gelesen haben und mich fast nicht unterbrochen haben (das stimmt nicht, aber ich werde mich trotzdem nicht darüber ärgern, denn davon bekommt man falten, merken Sie sich das und machen Sie es beim nächsten Mal eben besser), bekommen Sie noch einen hübschen Spruch von mir, den Sie zu jedem sagen können, der ihn nicht hören will, denn er gilt nicht nur für Sie, sondern auch für die anderen.

Und damit rufe ich Ihnen von meinem sonnigen Fensterbrett, gleich neben dem alten Miesepeter Palme, aus den phänomenalen, unfassbar zutreffenden Satz zu:

Jeder ist für seine Gefühle selber verantwortlich!

~Indigo, die Topfpflanze

# „Treasure“ von Clara Walters

Jeden Morgen wache ich auf.

Jeden Morgen bieten sich mir unendlich viele neue Möglichkeiten.

Und jeden Morgen frage ich mich das Gleiche:

Wer bin ich wirklich?

\*\*\*

Mittlerweile weiß ich nicht einmal mehr, wann es angefangen hat. Wann ich begonnen habe mich von der Welt zu isolieren. Buchcharaktere meine neuen Freunde wurden. Ich weiß nur, dass es viel zu lange her ist. Heute habe ich die alte, die wahre Grace verloren. Ich weiß nicht, ob es mich überhaupt noch wirklich gibt, ob meine Familie mich überhaupt noch als einen Menschen wahrnimmt, oder ob ich für sie nur noch eine gefühllose Hülle bin, die Außenseiterin, die nicht anderes als Lesen im Kopf hat. Freunde habe ich schon lange keine mehr, genauer gesagt, seit der dritten Klasse. Die Leute verstehen nicht mehr, wann es mir gut oder schlecht geht und vor allem verstehen sie nicht warum. Das warum war für sie schon immer das Problem. So wie für meine Mutter heute, als sie mich nach dem Abendessen zu sich rief...

„Grace!“. Wie durch einen Schleier drangen die Rufe meiner Mutter langsam zu mir, erst leise, dann jedoch immer lauter. So laut, dass in meinem Kopf alle Alarmglocken zu schrillen begannen. Würde ich das Buch jetzt nicht zur Seite legen, würde das ernsthafte Folgen für mich haben. Langsam, damit mein schon vor längerer Zeit eingeschlafenes Bein nicht einknickte, humpelte ich in Richtung meiner Zimmertür, die Holzterrasse hinab und in die Küche, aus der ich die Stimme meiner Mutter vermutete. Mit verschränkten Armen stand sie vor dem Herd, in der einen Hand einen Kochlöffel und in der anderen das Telefon. Aus ihren Augen schoss sie wütende Blicke in meine Richtung, die sich wie Nadeln auf meiner Haut anfühlten, dabei konnte mir mein schlechtes Gewissen noch nicht einmal sagen, was ich denn dieses Mal wieder falsch gemacht hatte. „Ich habe gerade einen Anruf bekommen“. Ja, danke, dass sehe ich auch. Ich verpasste meiner inneren Stimme einen imaginären Schlag, der sie hoffentlich zum Schweigen bringen würde. „Von deinem Lehrer, Mr. Garcia“, legte meine Mutter nach. Oh nein, jetzt wurde es ernst. Ich hatte es jetzt schon fast acht Monate ohne Anrufe aus der Schule geschafft; abgesehen von dem ein oder anderen Brief wegen vergessener Hausaufgaben war ich, für meine Verhältnisse, gut durch die ersten drei Viertel der zehnten Klasse gekommen. Meine Mutter drehte sich von mir weg, um in dem Topf blubbernden Eintopf zu rühren, legte jedoch einen drohenden Unterton in ihre Stimme: „Er sagt er hätte dich wieder während des Unterrichtes, während der Gruppenarbeit, beim Lesen erwischt. Du hast dir während seinen gesamten letzten Stunden keinerlei Notizen gemacht, melden tust du dich auch nie und wenn das so weitergeht, dann kann er nicht anders als dir im Mündlichen eine Sechs zu geben!“. Innerlich wand ich mich, denn natürlich hatte Mr. Garcia recht. Dennoch fand ich seine Beurteilung der Dinge ungerecht, denn erstens war die Gruppenarbeit mit Natasha, Lucia und Anastasia gewesen, denen es sowieso egal war, wenn ich etwas sagte und zweitens... nun, so sehr ich es mir auch wünschte, leider gab es kein zweitens. Ich hatte die letzten Wochen, ach was, Monate, nie im Unterricht aufgepasst, in keinem der Fächer, war durch mehrere Tests gerasselt und insgesamt sah es für mich wirklich nicht gerade rosig aus. Ehrlich gesagt hatte mich dieser Anruf heute, wirklich nicht überrascht, nein, ich hatte sogar schon viel früher mit einem gerechnet. Tja, das hast du jetzt davon, verhöhnte mich meine innere Stimme. Mit einem energischen Klapper! unternahm ich einen weiteren meiner vielen, erfolglosen Versuche sie zum Verstummen zu bringen, doch wie bereits gesagt: erfolglos. Sie kam immer wieder.

Ich öffnete gerade den Mund um mich, zugegebenermaßen schwächlich, zu verteidigen, doch meine Mutter hob abwehrend die Hand. „Nicht!“, sagte sie müde, „Ich will es gar nicht hören. Aber trotzdem Grace...“, sie trat einen Schritt auf mich zu, „Ich weiß wirklich nicht mehr was ich machen

soll. Das muss aufhören, oder du wiederholst die Zehnte! Ich...“, ihre Hand fuhr müde durch ihr blondes Haar, eine Geste, die ich mir schon vor langer Zeit bei ihr abgeguckt hatte, „Dein Vater und ich wir... wir wissen nicht mehr, was wir machen sollen. Ein Sommercamp haben wir ja schon versucht“, ich zuckte beim Gedanken an dieses Desaster zusammen, „Nachhilfe schlägt bei dir auch nicht an, Hausarrest, Fernsehverbot, nicht mal Handyverbot... du verkriechst dich immer wieder in deinen Büchern. Wir denken mittlerweile, dass das das Problem ist. Das Lesen. Darum...“, sie seufzte gequält, „werden wir noch heute Abend alle Bücher aus deinem Zimmer in den Keller packen. Du machst eine Pause mit dem Lesen, konzentrierst dich wieder mehr auf die Schule. Und dann, wenn deine Noten sich ein wenig bessern, dann... sehen wir weiter“. Heiße Tränen waren mir bei ihren Worten in die Augen geschossen und ich schnappte nach Luft. Unfähig Worte zu bilden, klappte mein Mund auf und zu. Sie konnten mir alles nehmen, mein Handy, mein Taschengeld, meinen gesamten Besitz, meinewegen hätten sie mich auch vor der ganzen Welt demütigen dürfen um mir meinen Stolz zu nehmen – aber nicht meine Bücher. Ich konnte ohne sie nicht leben, ich brauchte sie um überhaupt einen Sinn im Leben zu finden! Ohne meine Bücher, war ich das, wofür mich sowieso schon alle hielten: Eine gefühllose Hülle. Ich fand meine Identität und meinen Lebenswillen in tausenden von Welten – nur nicht in dieser. Und es hatte für mich keinen Sinn in dieser Welt zu leben, wenn mir der Zugang zu anderen verwehrt blieb. Die Hand auf den Mund gepresst um nicht vor meiner Mutter zu weinen, rannte ich zurück die Treppe nach oben und warf mich aufs Bett. Das durfte nicht wahr sein. Ich... ich... ich konnte so nicht existieren! Das ist kein existieren. Das ist vegetieren auf primitivsten Niveau! Mit einem kleinen Aufschrei presste ich den Kopf ins Kissen, in dem ständigen Versuch die Stimme zu unterdrücken. Doch natürlich brachte es nichts. Sturzbäche aus Tränen rannen über mein Gesicht, versickerten im Stoff des Kissens und ein Schluchzer nach dem anderen brach sich Bahn durch meine Kehle. Doch es würde nichts ändern. Meine Eltern hatten mir das genommen was mir am wichtigsten war.

\*\*\*

Der einzige Weg, auf dem ich es heute in die Schule schaffte, bestand aus einer dicken Sonnenbrille um meine verweinten Augen zu verbergen, dem größten Kaffee den sie bei Starbucks hatten und meinem Zeichenblock in dem ich noch vor dem Aufstehen herumkritzelte. Das tat ich immer, wen ich besonders emotional wurde und da ich momentan sehr wütend und noch viel trauriger war, sahen meine Zeichnungen auch ebenso aus.

Meine Eltern hatten mir gestern nicht zu viel versprochen: Noch vor Sonnenuntergang war mein Zimmer bücherfrei, meine Büchereikarte gesperrt und die App für meinen E-Reader gelöscht.

In der Schule angekommen verkroch ich mich sofort in die hinterste Reihe, wo ich vor den meisten Blicken bewahrt blieb. Hier nahm mich schlichtweg keiner war. Der Unterricht zog nur langsam und zäh an mir vorbei, jede Minute pure Qual. Der Kaffee bewahrte mich davor einfach einzuschlafen und hielt meine Augen gerade soweit offen, dass die Lehrer meinten ich wäre aufmerksam. In den Pausen blieb ich drinnen, am liebsten wollte ich niemanden sehen oder hören müssen. Ich sagte nichts, sprach mit niemanden und tat einfach das, was ich in der Öffentlichkeit am besten konnte: Vorgeben, dass ich nicht da wäre. Dieser Plan funktionierte auch Bestens, zumindest die ersten sechs Stunden lang. Dann, in unserer siebten und letzten Stunde hatten wir Deutsch. Bei Mr. Garcia. Am liebsten hätte ich mich krankgemeldet und wäre nach Hause verschwunden, doch er würde mich früher oder später sowieso wiedersehen müssen. Also versuchte ich nur, mich in meiner Ecke möglichst klein zu machen, seinen strafenden Blick zu ignorieren und dem Unterricht wenigstens jetzt ein wenig zu folgen...Das Einzige was ich verstand war, dass Dichter eine Vorliebe fürs Kryptische hatten. Mehr nicht.

Kaum hatte die Klingel schrill das Ende dieses grauenvollen Schultages eingeläutet, sprang ich auf und stopfte meine Sachen noch im Gehen in die Umhängetasche mit Tarnmuster, die meine Grandma mir vor zwei Jahren geschenkt hatte. „Mrs. Charleston!“ Ich erstarrte und schloss die Augen. Bitte nicht!, murmelten meine innere Stimme und ich im Chor. Dann setzte ich ein gezwungenes Lächeln auf und drehte mich zu Mr. Garcia um. Er saß mit ernster Miene am



Lehrerpult und wartete offensichtlich, dass ich zu ihm kam. Betont langsam lief ich durch die Tischreihen, gab mein Bestes die fragenden, mitleidvollen und verächtlichen Blicke zu ignorieren und betete, dass ich nicht noch weiter bestraft werden würde. Oder, dass er bemerkt hatte, wie unaufmerksam ich auch heute gewesen war. „Mrs. Charleston...“, er räusperte sich umständlich, „es tut mir wirklich leid, dass ich sie hierher zitieren muss, doch...“, ich verstand beim besten Willen nicht warum er diese Angelegenheit so kompliziert machen musste, „mir ist nun aufgefallen, dass sie auch heute wieder sehr unaufmerksam und unkonzentriert waren“. Mist. „Ich...“, setzte ich an, doch Mr. Garcia ließ mich gar nicht zu Wort kommen. „Haben sie irgendwelche Probleme zu Hause? Vielleicht etwas mit ihren Eltern?“. Völlig perplex blickte ich ihn an. „Ich... was... bitte?“. Sein Gesicht nahm einen unaufrichtig fürsorglichen Zug an, der mich anwiderte. „Sie müssen niemanden schützen, wenn sie möchten kann ich für sie ein Treffen mit einer der Vertrauenslehrer organisieren, dann brauchen sie sich überhaupt keine Sorgen zu machen. Die regelt das dann mit dem Jugendamt“. Ich war fassungslos. Mit offenem Mund starrte ich Mr. Garcia an, unfähig zu verstehen, wie zum Henker er jetzt diese Schlüsse gezogen hatte. Wie konnte dieser... dieser... dieser versnobte, aufgeblasene Lehrer es wagen meinen Eltern so etwas zu unterstellen?! Ich meine, ja, ich war gerade wirklich nicht gut auf die Beiden zu sprechen, aber... das war einfach absurd! Langsam fand ich meine Sprache wieder: „Ich weiß wirklich nicht wie sie darauf kommen, meinen Eltern so etwas zuzutrauen. Aber da sie es ja offensichtlich tun, muss ich hier glaube ich etwas ein für alle Mal klarstellen“. Meine Stimme war ein wütendes Zischen, denn wer meine Eltern auf diese Art und Weise angriff, hatte eindeutig eine Grenze überschritten. „Ich liebe meine Eltern und sie sind nicht schuld an meinem... momentanem Stand in der Schule. Im Gegenteil, sie versuchen alles um mir zu guten Noten zu verhelfen, aber ich fürchte da können weder sie, noch ich, noch irgendein verdammter Lehrer an dieser Schule etwas ändern! Das einzige Problem das ich momentan habe ist, dass ich mich auf den Unterricht nicht konzentrieren kann! Sie können mich gerne fragen woran es liegt, ich weiß es selbst nicht, doch ich weiß, dass meine Eltern ganz sicher nichts, absolut gar nichts damit zu tun haben!“. Mr. Garcias Lippen waren während meiner kleinen Rede immer schmaler geworden, bis sie nur noch einem Strich glichen. Tiefe, wütende Furchen in seiner Stirn und ein anklagender Blick untermauerten das Bild eines Lehrers, dessen Toleranzgrenze soeben überschritten worden war. „Ich fürchte“, presste er hervor, „dass sie nicht wissen wie man sich Respektpersonen gegenüber zu verhalten hat!“. Selbst jetzt hatte er seine geschwollene Art noch nicht abgelegt. Als ob du eine Respektperson wärst!, keifte die Stimme, doch ich zwang mich nicht auszusprechen was sie, zugegeben sehr treffend, formuliert hatte. Stattdessen blickte ich Mr. Garcia weiter ins Gesicht, während die Wut und der damit verbundene Mut jedoch leider wieder verschwanden. Jetzt war ich nur eine ängstliche Schülerin, die sich gerade für einer der größten Fehler ihres Lebens am liebsten selbst eine runterhauen würde. Mr. Garcia öffnete die, weiterhin zusammengepressten, Lippen wieder ein kleines Stück, vermutlich um mir die Konsequenzen meines Handelns ausgiebig zu erläutern, doch lautes Lachen von Schülern und das Öffnen der Tür ließ ihn verstummen. Eine Gruppe Jungs kam hinein, ausgelassen lachend und mit der freudigen Aussicht auf Wochenende. Als sie den wütenden Mr. Garcia bemerkten blieben sie abrupt stehen. „Äh... wir könne auch gleich nochmal...“, doch die Furchen in Mr. Garcias Gesicht glätteten sich von der einen Sekunde zu anderen wieder und wurden zu seiner üblich neutralen, spiegelglatten Maske. „Schon in Ordnung, kommen sie ruhig herein“, antwortete er mit einem unfassbar falschen Lächeln, dann beugte er sich ein Stück zu mir herunter. „Das wird ein Nachspiel haben!“, drohte er, bevor er den Raum so schnell verließ, dass ich nicht einmal vom Pult wegkam.

\*\*\*

Das wird ein Nachspiel haben.  
Das wird ein Nachspiel haben.  
Das wird ein Na-

„Hey! Kannst du nicht aufpassen?!“. Ein genuscheltes „Sorry“, verließ meinen Mund, doch der Junge hatte es schon gar nicht mehr gehört. Ich sah seinen blonden Haarschopf gerade noch in der Menge verschwinden, da rempelte ich schon die nächste Person an. Verwirrt drehte ich den Kopf um zu sehen wer diesmal Opfer meiner Unachtsamkeit geworden war – da fiel mein Blick auf das Schwarze Brett meiner Schule. Normalerweise hingen nur langweilige, kleine Anzeigen (Handy gesucht! ; Nachhilfelehrerin für Mathe und Chemie ; Aushilfsjob anzubieten!) daran, doch irgendwie hatte es ein DinA4-Blatt großes Plakat darauf geschafft. ES zeigte eine Collage von Bildern, auf denen jeweils Bücher abgebildet waren, das Ganze gekrönt von dem verschnörkelten Schriftzug „Come in and dream!“. In der rechten, unteren Ecke waren noch eine Adresse und Telefonnummer abgedruckt, doch ich war wie gefesselt von den Bildern. So. Viele. Bücher. Und alle an einem Ort! In Gedanken lief ich schon durch die Gänge, einen schwankenden Bücherstapel im Arm, auf der Suche nach einem Sessel zum gemütlichen Lesen. Mein Entschluss war innerhalb von Sekunden gefasst. Ich musste da hin! In meinem Zimmer befand sich seit gestern Abend kein einziges Buch mehr und die nächste Buchhandlung war ein paar Meilen entfernt. Meine Augen huschten zur Adresse und ein Glücksgefühl stieg in meinem Magen auf. Nicht einmal zwei Kilometer trennten das Haus meiner Eltern und die Buchhandlung und der Großteil davon führte durch ein kleines Wäldchen, sodass die Chance, dass ich niemandem begegnete den ich möglicherweise kennen könnte, hoch war! Kaum hatte mein müdes Gehirn begriffen was das bedeutete – lesen, lesen, lesen! – hatten sich meine Beine schon in Bewegung gesetzt. Hastig stolperte ich zur Bushaltestelle und sprang in den nächsten Bus zu mir nach Hause, Sekunden bevor die Türen sich schlossen. Die ganze Fahrt über verlagerte ich mein Gewicht von einem Bein aufs andere und wippte auf und ab. Ich konnte einfach nicht stillstehen. Zwei Haltestellen bevor meine Übliche kam, stieg ich aus und sah mich um. Der Bus hatte direkt neben dem Wald gehalten, ein Ort an dem sonst niemand ausstieg. Oder zumindest nicht bis man vorhatte eine kilometerlange Wanderung zu unternehmen. Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt und ein dicker Tropfen fiel von einem Blatt direkt in meinen Nacken. Erschrocken keuchte ich auf und spürte wie Wasser in einem dünne Rinnsal meinen Rücken hinabliefen. Noch boten mir die Blätter an den Baumkronen einen leichten Schutz, doch ich merkte bereits wie der Regen zunahm und meine Socken durch die dünnen Turnschuhe langsam nass wurden. Leise fluchend setzte ich meinen Weg, den ausgetretenen Pfad entlang fort und hoffte, dass ich nicht in einen Wolkenbruch geraten würde. Doch ich kannte mein Glück bereits zu Genüge. Nach wenigen Minuten war ich völlig durchnässt und nahm die alte Villa auf der Lichtung vor mir nur schemenhaft wahr. Ich war angekommen. Viele Jahre hatte das Hause leer gestanden, dem Verfall ausgesetzt, doch ich hatte durch meine Eltern bereits mitbekommen, dass es von Grund auf neu renoviert und saniert worden war. In den großen Fenstern brannte helles Licht und die weit offen stehende Eingangstür war unter dem kleinen Vordach gut vor dem Regen geschützt. Schnell stolperte ich die letzten Schritte bis ins Innere der neuen Buchhandlung und seufzte wohligh auf. Hier drinnen war es warm und gemütlich, man roch und hörte den Regen, doch man spürte ihn nicht mehr. Ich stand in einem kleinen Vorraum in dem ich, unter anderem, meine Jacke aufhängen konnte. Schnell entledigte ich mich des tropfenden Kleidungsstückes und ging hinein, in meinen neuen Zufluchtsort.

\*\*\*

Ein unvergleichlicher Duft von altem Holz, Lavendel, Kaffee und... Büchern schlug mir entgegen. Tief einatmend sah ich mich in dem großen Raum um: Ein Regal stand, an das nächste gereiht da, bis zum Rande gefüllt mit Büchern und so hoch, dass man Leitern brauchte um an die Oberen ranzukommen. Gemütliche Sessel standen, scheinbar wahllos platziert, überall herum und der Boden war mit einem dicken Teppich ausgelegt, der jeden Schritt verschluckte. Das einzige Geräusch das die Luft erfüllte war das leise Umblättern von Seiten und Rascheln von Papier. Mir stiegen beinahe die Tränen in die Augen. Das hier war genau der Ort, von dem ich mein gesamtes Leben lang geträumt hatte – und jetzt war dieser Traum wohl wirklich wahr geworden.

Eine Hand tippte mir auf die Schulter und mit einem leisen, erschrockenen Aufschrei fuhr ich herum. Ein großer, korpulenter Mann stand mir gegenüber, das schütterte Haar wie kleine Wollbäusche über seinen Ohren und mit freundlichen Lachfalten um die Augen. Die Gläser seiner dicken Brille blitzten im Licht, welches von staubigen Kronleuchtern verbreitet wurde. „Kann ich dir helfen?“. Seine Stimme klang rau, als hätte er sie lange nicht mehr benutzt und doch freundlich und hilfsbereit. „Ich glaube nicht. Ich... möchte mich einfach ein wenig umsehen“, antwortete ich daher leise und vollkommen ohne zu stottern oder mich zu verhaspeln. Dieser Ort war irgendwie zu... friedlich dafür. Zu ruhig. Der Blick des Mannes fuhr prüfend über mein Gesicht, aber nicht unangemessen oder aufdringlich, sondern interessiert. „Ich denke ich weiß, wo du etwas Geeignetes finden könntest“, sagte er schließlich und ging dabei nicht auf mein Stirnrunzeln ein, sondern bedeutete mir ihm zu folgen. Er führte mich durch lange Reihen voller Bücher und am liebsten hätte ich die Hand ausgestreckt und eins nach dem anderen zum Lesen herausgezogen, doch ich war ebenso neugierig wie lesesüchtig, daher folgte ich ihm bis zu einer schmalen, hölzernen Wendeltreppe. „Da oben“, sagte er und deutete hinauf. Ich musste den Kopf in den Nacken legen um das Ende der Treppe sehen zu könne und der einzige Gedanke der mir durch den Kopf schoss war: Ich hasse Sport. Nach einem letzten, zweifelnden Blick zu dem Mann und dessen ermunterndem Nicken, gab ich mir jedoch einen Ruck und fing an hinaufzusteigen. „Ach übrigens, Grace!“, rief er und ich fuhr herum. Woher kannte er meinen Namen?! „Ich bin Mr. Ferlston. Merk dir den Namen für... wann auch immer“. Und mit diesen Worten verschwand er.

\*\*\*

Der Treppenaufstieg war lang und anstrengend und schon nach kurzer Zeit hing ich schnaufend über dem Geländer. Warum hatte ich mich nochmal entschlossen, auf Mr. Fernsten zu hören? Das kommt davon, wenn man nur liest und faul rumsitzt!

Fresse!, schoss ich zurück, denn mittlerweile war ich wirklich nicht mehr zu Späßen aufgelegt. Oder Kabbeleien mit meiner inneren Stimme, die noch immer nur höhnisch über mich lachte, anstatt mir irgendwie behilflich zu sein. Mich zu motivieren, oder so. Ich blickte nach unten und mit einem Mal war ich sehr dankbar, dass ich keine Höhenangst hatte. Verdammt, war das hoch! Und dass die Treppe bei jedem Schritt bedrohlich knarzte, feuerte meine Zweifel wirklich die richtige Entscheidung getroffen zu haben, nur an. Als ich dann schließlich erschöpft, keuchend und schwitzend oben ankam, war ich mir sicher in meinem ganzen Leben einen Schritt mehr tun zu können. Es fehlte nicht viel und ich hätte mich einfach hingelegt, ohne je wieder aufzustehen. Doch dann blickte ich ein weiteres Mal nach unten und überlegte es mir anders. Wenn Mr. Ferlston dachte, es gäbe für mich etwas Besseres als das dann musste es wirklich besonders sein. Oder er schätzte mich einfach vollkommen falsch ein. Entschlossen drehte ich den, holzgeschnitzten Türknauf und gab der Tür einen leichten Schubs, woraufhin sie mit einem leisen Seufzen aufschwang. Das Innere des Raumes war ich sanftes Licht getaucht, ausgehend von kleinen Leselampen in den Winkeln und Ecken. Regale standen an den Wänden, doch die meisten Bücher lagen in Stapeln kreuz und quer über den Boden verteilt. Es sah aus wie... das typisch, organisierte Chaos, dessen System nur sein Schöpfer verstand. Vorsichtig, um ja nichts umzustoßen, lief ich durch den Raum, begutachtete Cover und die gepressten Blumen die überall verteilt an den Wänden hingen. In der Mitte des Ganzen stand ein großer, gepolsterter Ohrensessel, in dem ich förmlich versank, kaum dass ich mich gesetzt hatte. Ich war... ja, ich war entzückt. Es klang furchtbar kitschig und abgeschmackt, wie ein Wort das nur alte Damen bei ihren Kaffeekränzchen benutzen, doch besser konnte man es wirklich nicht sagen. Ich freute mich wie ein kleines Kind im Bonbonladen und musste auch etwa so aussehen, wenn ich nach dem Dauerginsen in meinem Gesicht ging. Noch nie hatte ich mich so gefreut wenn ich in Gesellschaft war, zumindest nicht in Gesellschaft von Menschen. Doch dann überkam mich die Erkenntnis wie eine eiskalte Dusche: Ich konnte nicht hierbleiben. Und ich konnte hier auch nicht regelmäßig hingehen, es war mir verboten worden zu lesen und ansonsten tat ich nichts anderes in meiner Freizeit. Man musste nicht gerade Meisterdetektiv sein um herauszufinden was ich so tat, wenn ich

jeden Tag erst Stunden nach Schulschluss nach Hause kam. Schnell kramte ich mein Handy hervor und biss mir erschrocken auf die Lippe. Meine Eltern hätten mich vor zwei Stunden zu Hause erwartet! Es war bereits nach fünf und bald würde es dunkel werden. Wenn ich jetzt nicht loslief, würde ich es vor Einbruch der Dunkelheit niemals nach Hause schaffen. Und wie ich meine Eltern kannte, hatten sie bis dahin schon einen Polizeieinsatz gestartet, mit Helikoptern und Blaulicht. Ich hatte die Wahl: Gehen oder Lügen. Ich hatte mich schon längst entschieden und trotzdem tat ich, meinem Gewissen zuliebe, noch für ein paar Sekunden als würde ich ernsthaft nachdenken. Aber es war klar – ich konnte jetzt noch nicht gehen. Also öffnete ich, mit leichten Gewissensbissen den Chat mit meiner Mutter und schrieb ihr eine schnelle Nachricht:

Hi Mum!

Ich komme heute Abend nicht mehr nach Hause, Gelly und ich haben spontan beschlossen, dass ich zu ihr komme und bei ihr übernachte. Ich weiß noch nicht, ob ich danach noch ein paar Tage bei ihr bleibe. Sie muss bald wieder zurück nach Köln und wir wollen die Zeit nutzen.

Bis dann! Grace xx

Gelly war meine Cousine Angelica, die ich jetzt seit vier Monaten nicht mehr gesehen hatte. Unsere Mütter lagen seit Jahren im Streit, daher war die Wahrscheinlichkeit, dass Mum bei Tante May anrief und sich nach mir erkundigte, sehr gering. So gering, dass ich bereit war das Risiko auf mich zuzunehmen und sie als Alibi vorzuschieben.

Ein wenig beruhigt schaltete ich mein Handy auf stumm und packte es wieder ein, bevor ich mich aus den gemütlichen Polstern hievte und mir die einzelnen Bücher genauer ansah. Es gab einfach alles: Liebesromane, Krimis, Thriller, Comics, Fantasyromane, Graphic Novels, Actionbücher, Sci-Fi-Dystopien und natürlich Klassiker. Ich hätte Jahre, allein in diesem Raum verbringen können, ohne dass mir je langweilig geworden wäre. Ich denke, ich hätte nicht einmal gemerkt, wie die Zeit verstreicht. Gefühl im Paradies, sah ich mir jedes Buch das ich in die Finger bekam genau an und strich über die Cover und die Seiten. Könnte man Bücher heiraten – ich würde es tun! Nach einiger Zeit (Zehn Minuten? Zwei Stunden? Ein halber Tag??) fiel mir ein ganz besonderes Exemplar in die Hände. Ich merkte es sofort; die Art wie ich es mit Blicken verschlang, wie sich die Buchstaben in meine Augen einbrannten... das war es. Dieses Buch würde ich lesen, egal wie lange es dauern würde. Zurück in meinem Sessel, sah ich mir das Cover noch einmal genauer an. „Treasure“ stand es in silberner Schrift auf violetterem Grund. Schwarze Ranken zogen sich über die Farbe, Ranken und... was war das? Es hatte Ähnlichkeit mit einem Kompass, zeigte jedoch offensichtlich etwas anderes an. Nur was? Neugierig schlug ich die erste Seite auf:

„Der größte Schatz auf dieser Welt, ist die Zeit“

\*\*\*

Es hatte keine drei Seiten gebraucht und ich war gefesselt. Sowohl im wörtlichen, als auch im übertragenen Sinne. Seile schnitten in Timaris Handgelenke – und in meine. In der Höhle war es so kalt, dass ihr Atem Rauchwolken vor ihrem Gesicht bildete – ich fror und fing an zu zittern. Die Glasscherbe mit der Timari an ihren Fesseln schnitt rutschte ab und hinterließ eine Blutspur an ihrem Handgelenk – ein stechender Schmerz durchzuckte mich. Gebannt las ich eine Seite nach der anderen und war förmlich in der Geschichte. Ich spürte Timaris Schmerzen als sie aus der Höhle floh, merkte wie das Adrenalin durch meinen Körper schoss während sie gegen drei der verfeindeten Chronisten kämpfte und seufzte vor Erleichterung als sie endlich wieder in ihrem Dorf angelangt war – dem Dorf der Zeitjäger. Denn Timari war eine von ihnen und was ihr gerade wiederfahren war musste streng geheim bleiben. Vor vielen Jahren war der Kontakt zwischen Zeitjägern und Chronisten strengstens untersagt worden, und dass einige von ihnen Timari offensichtlich aufgelauert und sie gewaltsam mit sich genommen hatten, war ein Vertragsbruch der einen Krieg nach sich ziehen würde. Doch für Timari war es nichts neues - ständig hatte sie mit feindlichen Chronisten zu kämpfen, denn sie war das spätere Oberhaupt der Zeitjäger und absolut jeder Chronist wünschte sich eine Möglichkeit zu finden sie umzubringen. Das war umgekehrt schließlich nicht anders. Timari kannte den Erben des Schriffführers, das Oberhaupt der

Chronisten, nicht, doch sie hatte gehört wie unerträglich und arrogant er sein sollte. Genau wie alle Chronisten.

In ihrem Zuhause tat sie also als wäre alles wie immer (was es streng genommen ja auch war). Dennoch blieb ein ungutes Gefühl. Sie würde bald 21 werden, also alt genug um ihr Erbe anzutreten – doch sie fühlte sich noch nicht bereit! Sie wusste viel zu wenig über die Welt in der sie lebte und das, obwohl sie durch heimliches Belauschen ihres Vaters und seinen Kriegern schon weitaus mehr wusste als der Rest der Jäger. Sie war auf das Leben das sie führen sollte nicht vorbereitet und Zweifel suchten sie jede Nacht im Traum heim. Zweifel wie Chronisten. Feinde, die sie nicht kannte. Jeder beliebige Mensch auf der Straße könnte einer von ihnen sein!

Ein gedämpftes Pochen ließ mich erschrocken hoch fahren. Leise quietschend schwang die Tür auf und Mr. Ferlston steckte seinen kleinen Kopf durch die Tür. „Aah, du bist noch hier“, sagte er mit seiner angenehmen Stimme. „Das hätte ich mir denken können“. Vorsichtig trat er ein, darauf bedacht keinen der Bücherstapel umzustoßen. „Gefällt es dir?“, fragt er und nickte in Richtung meines Buches. Erst jetzt fiel mir siedend heiß ein, dass ich mich gerade ungefragt in der Bibliothek einquartiert hatte. Mr. Ferlston, oder jeder andere hätte mich sofort rausschmeißen können – und dann säße ich auf der Straße. Oder vielmehr im Wald. Nachts. Allein. In der vollkommenen Dunkelheit. Um Mr. Ferlstons Frage nicht unbeantwortet zu lassen nickte ich hastig und schob ein leises „Sehr“, hinterher. Auch er bewegte langsam den Kopf auf und ab, wie ein zu langsam geratenes Nicken, dann hielt er inne. „Fesselt die Geschichte dich sehr?“. Verwirrt von der Frage brachte ich wieder nur ein vages Nicken zustande, woraufhin ein halbes Lächeln auf seinem Gesicht erschien. Es erreichte seine Augen nicht. „Freut mich sehr. Doch, Grace...“, er zögerte. „Lass die Geschichte nicht die Überhand gewinnen“. Damit verschwand er und ließ mich vollends verwirrt zurück.

\*\*\*

Nur wenige Tage nach dem erneuten Angriff auf Timari, lernte sie Cailan kennen. Während sie durch die Wälder streifte, auf der Suche nach Nahrung hörte sie unterdrücktes Fluchen aus der Richtung einer ihrer Fallen. Mit beiden Armen in der Schlinge stand er dort, einen Dolch zwischen den Zähnen, in dem Versuch das Seil zu zerschneiden ohne sich dabei beide Arme auszurenken. Zunächst lachte sie ihn aus, dann jedoch half sie ihm aus der Falle hinauszukommen. Auf dem Rückweg durch den Wald und dem Ablaufen von weiteren Fallen, fingen sie an sich kennenzulernen und Timari merkte schnell, dass sie ihm von Beginn an vollkommen verfallen war. Ich hatte das Gefühl mitten in der Szenerie zu sein, ich konnte Cailan und Timari förmlich sehen, wie sie aus blauem Rauch vor mir schwebten... Moment mal. Aus blauem Rauch?! Überrascht riss ich den Kopf hoch und sah gerade noch, wie sich zwei Gestalten in düsteren Nebel auflösten und wie ins Nichts verschwanden. Verstört schüttelte ich den Kopf. Ich musste eingenickt sein, auch wenn mir das bisher noch nie während des Lesens passiert war. Eher während des Unterrichts...

Timari und Cailan trafen sich öfter, jedoch immer heimlich, da Timari sich sicher war, dass er nur ein Mensch war, und schnell entstand eine knisternde Spannung zwischen ihnen. Doch dann gab es einen Notfall bei den Zeitjägern. Timari verabschiedete sich hastig und rannte nach Hause, wo ihr Vater sie bereits mit den schlechten Nachrichten erwartete. Das Buch war gestohlen worden! Das Buch war für Chronisten und für Zeitjäger das wichtigste überhaupt und hatte ein wenig Ähnlichkeit mit der Bibel oder der Tora. Ihre Entstehungsgeschichte stand darin, niedergeschrieben von den ersten Zeitjägern und Chronisten. Sie waren befreundet, entschieden sich, ihre Geschichte niederzuschreiben. Ihre Bücher wurden von Generation zu Generation weitergereicht, die Entwicklung beider Gruppen wurde festgehalten, jeder Sieg, jeder Verlust und jeder Streit. Bis zum Krieg. Dem endgültigen Vertrauensbruch der ehemaligen Freunde, der sich nicht wieder kitten ließ. Sie lebten weiter, doch nun in Feindschaft und dies hatte sich über die Jahrhunderte gehalten, bis zum heutigen Tage. Und nun war es gestohlen worden. Timari war sofort klar von wem, es musste der Erbe der Chronisten sein. Nur sie würden sich so etwas

ausdenken und selbstverständlich als Beweis der Treue zu ihrem Volke ausrufen. Noch am selben Abend traf sie sich mit Cailan. Sie erzählte ihm eine leicht veränderte Version der Geschichte, dass der wichtigste Besitz ihrer Familie gestohlen worden war und sie glaubte zu wissen von wem. Doch Cailan schien ihr nicht helfen zu wollen – vielmehr drängte er sie dazu, bloß nichts zu unternehmen, bestimmt würde der gestohlene Gegenstand von selbst wieder auftauchen. Frustriert wollte Timari gehen, doch Cailan hielt sie zurück. Er sagte, er müsste mit ihr reden, ihr etwas sagen....

An dieser Stelle stoppte ich. Wieder glaubte ich zu sehen, wie bläuliche Gestalten von der einen Sekunde auf die andere verschwanden, doch ich konnte dem jetzt nicht auf den Grund gehen. Ich war zwar lesesüchtig und ganz sicher auch verrückt – aber dumm war ich nicht. Denn mir war klar, jetzt würde entweder etwas Fantastisches oder etwas Grauenhaftes passieren und ich hatte jetzt schon seit sehr, sehr vielen Stunden nichts mehr gegessen oder getrunken. Und noch wollte ich wirklich nicht sterben. Leise, da ich nicht wusste welche Tageszeit wir gerade hatten, schlich ich aus dem Raum und begann den elendig langen Abstieg nach unten. Schon nach zwei Minuten hatte ich schlechte Laune. Als ich dann, nach einer gefühlt endlosen Zeit endlich wieder unten war, dauerte es ein paar weitere Minuten, bis ich die Ausgangstür gefunden hatte. Draußen war es stockdunkel, die Baumkronen verdeckten mit ihren Blättern den Himmel mitsamt dem silbrigen Licht des Mondes und ich wusste sofort, dass ich da nicht raus wollte. Suchend blickte ich mich in der Buchhandlung um und entdeckte einen sanften Lichtschimmer hinter einem der Regale. Eine unscheinbare Tür mit der Aufschrift „Privat“ stand sperrangelweit offen und aus dem Inneren des Raumes hörte ich leises Geschirrklopfen. Zögerlich trat ich einen kleinen Schritt über die Schwelle und spähte hinein. Mr. Ferlston stand, über einen kleinen Topf gebeugt da und las, während er mit einem hölzernen Kochlöffel in der einen und dem Buch in der anderen Hand rührte. Neben ihm auf der Anrichte, stand eine übermäßig große, dampfende Tasse Tee und augenblicklich begann mein Magen mir grummelnd Bescheid zu geben, dass er sowohl Hunger als auch Durst hatte. Schüchtern klopfte ich einmal gegen die Tür und Mr. Ferlston sah überrascht auf. Dann breitete sich ein freudiges Lächeln auf seinem Gesicht aus und er bat mich hinein. „Und, kannst du nicht schlafen?“. Verständnislos blickte ich ihn an und er gluckste leise. „Es ist schon nach drei Uhr nachts! Hast du den ganzen Tag über gelesen?“. Seine Stimme klang kein Stück vorwurfsvoll, wie die meiner Mutter in dieser Situation gewesen wäre, vielmehr sah er belustigt und verständnisvoll aus. Also nickte ich, noch immer schüchtern. Verdammt. Ich musste dringend aufhören auf alle seine Fragen nur mit einem Nicken zu reagieren. Am Ende hielt er mich noch für stumm. Doch Mr. Ferlston ließ keine Zeichen einer solchen Annahme sehen, stattdessen bedeutete er mir mich zu setzen und setzte neuen Tee auf. Der Duft von „Was auch immer da in seinem Topf brodelte“ zog durch den Raum und schnuppernd setzte ich mich ein wenig gerader hin. Anscheinend hatte er sogar diese kleine Reaktion von mir registriert, denn er kramte nicht nur einen, sondern zwei Teller und Löffel hervor, die er vor mir auf den Tisch legte. „Ich hoffe du hast Hunger“. Endlich fand ich meine Stimme wieder. „Ja, und wie!“. Ich klang krächzend und musste sofort husten. Ich hatte seit meinem „Gespräch“ mit Mr. Garcia kaum ein Wort gesprochen und meine Kehle fühlte sich nun entsprechend an. Das Essen (es gab einen seltsam aussehenden, aber umso besser schmeckenden Eintopf) verlief sehr wortkarg, doch als ich mich gerade bedankt hatte und aufstehen und wieder gehen wollte, fing er an zu sprechen: „Hör zu, Grace. Ich weiß, dass du jetzt sofort wieder hochgehen und weiterlesen wirst, aber... bist du dir sicher, dass du momentan zu deinen eigenen Problemen noch die von den Charakteren erträgst? Denn, glaub mir, es kann oft sehr... hart sein, mit den Personen aus den Büchern mitzufühlen.“. Seine Miene schien ehrlich besorgt, aber ich verstand nicht, was er meinte. Meine eigenen Probleme ließen mich meist relativ kalt. Ich lebte nicht hier – ich lebte in Büchern. Und ein Buch in dem es keine Probleme gab war einfach nicht... richtig. Ich musste förmlich weiterlesen! Jetzt hatte ich einmal angefangen, jetzt würde ich ganz sicher nicht aufhören. „Es tut mir leid, aber... ich kann das Buch nicht einfach nicht lesen, wissen Sie?“, antwortete ich daher Mr. Ferlston, bevor ich die kleine Küche verließ und mich wieder auf den anstrengenden Weg nach oben machte.

\*\*\*

Cailan war regelrecht panisch geworden und griff nach Timaris Hand um sie aufzuhalten. Plötzlich hörten sie Rufe, Schreie und viele, stampfende Schritte. Der Boden erbebt und Timari wollte fliehen, doch Cailan hielt sie zurück. Seine Miene war verzweifelt, doch er schien fest entschlossen. „Ich liebe dich! Bitte, was auch immer jetzt passiert, vertrau mir!“, flüsterte er, dann küsste er sie, hungrig und verzweifelt, und Timari wollte nichts lieber tun als in dem Kuss zu versinken, nie wieder aufzutauchen. Doch mit einem Mal brach eine Horde Soldaten durch die Blätter, Cailan stieß Timari weg und wandte sich ihnen zu. Es waren Soldaten der Chronisten. „Ich habe sie“, sagte Cailan zu ihnen, sein Gesicht eine gefühlslose Maske. Das Letzte was Timari sah bevor scharfer Schmerz sie durchzuckte, und Dunkelheit sie umhüllte, war das schadenfrohe Lachen der Soldaten und wie sei Cailan beglückwünschten.

\*\*\*

Als Timari aufwachte, dröhnte ihr Kopf, ihr gesamter Körper schmerzte und ihre Augen konnten nur mit Mühe die Szene vor ihr fokussieren. Sie befand sich in einem steinernen Keller, vor ihr Soldaten und... Cailan. Sie lachten, selbst er und erst jetzt bemerkte sie wo genau sie sich grade befand. Es war... ein Folterkeller. Die grauenvollsten Foltermaschinen waren um sie herum aufgebaut, alle darauf ausgelegt, möglichst viele Schmerzen zuzufügen. Angst breitete sich flutartig in ihr aus, sie versuchte sich aufzusetzen, doch ihre Hände und Füße waren mit Ketten an ein raues Holzbrett fixiert. Von ihren panischen Fluchtversuchen aufmerksam geworden, traten einige der Soldaten auf sie zu, alle mit diesem widerlich schadenfrohen Lächeln, das ihr sofort sagte: „Wir sind hier um dir wehzutun und deinen Willen zu brechen“. Einer von ihnen griff in ihre Haare, riss ihren Kopf hoch und lehnte sich tief zu ihr. „Keine Sorge“, sagte er und sein Atem roch widerlich verfault. „Wir sind nicht hier um dir damit“, er nickte zu den Foltergeräten, „wehzutun. Noch nicht“. Seine Hand legte sich um ihren Kopf und er band ihr fahrlässig eine Augenbinde um, wobei er einige ihrer Haare in den Knoten mit einbezog. Nun, da sie nicht mehr wusste was passierte, wurde ihre Angst zu ausgewachsener Panik. Und dann, ohne Vorwarnung oder einen erkennbaren Grund, breitete sich purer Schmerz explosionsartig in ihr aus. Es war wie eine Druckwelle, die jeden Knochen brechen, ihre Haut aufplatzen lassen und höllische Qualen bereiten konnte. Timari schrie. Sie schrie und betete ohnmächtig zu werden, sie wünschte sich, dass der Schmerz sie betäubte, von ihr aus konnte sie auch gleich sterben. Kaum hatte die eine Welle auch nur ein wenig nachgelassen kam sofort die Nächste, jedes Mal schmerzhafter als die Vorherige. Sie wand sich, zitterte vor Schmerzen und ihr einziger Wunsch war es zu beenden. In ihrer Qual versuchte sie sich herumzuwerfen, bäumte sich auf und verlor ihre Augenbinde. Das Grinsen in Cailans Gesicht gab ihr den Rest und mit ihrem Willen, brach auch ihr Herz.

\*\*\*

Nein. Nein, nein, nein, nein, NEIN! Das durfte nicht wahr sein, bitte nicht, nein!! Das Buch glitt mir aus der Hand und fiel mit einem dumpfen Schlag auf den Boden. „Nein“. Meine Stimme brach schon bei diesem einzigen Wort, ich verschluckte mich daran und Tränen ließen mein gesamtes Blickfeld verschwimmen. „Tima-... Cai-...!“ Ich schnappte nach Luft, meine Kehle fühlte sich an als würde jemand sie zudrücken. Als würde Cailan... „NEIN!!“. Ich schrie und ich schluchzte, rollte mich auf dem Boden zusammen, umschlang meine Knie mit den Armen und vergrub meinen Kopf in ihnen. „Er darf nicht... er kann nicht... ich... ich“. Cailan... er konnte das einfach nicht machen! Ich... hatte gedacht...! Alles! War! Eine! LÜGE!!! Ein weiteres Schluchzen zerfetzte meine Kehle und ich wimmerte leise. Ich zerbrach. Scherben. Scharfe Splitter die sich in mein Herz bohrten, tiefe Wunden hinterließen und es zerrissen. Schwarze Kanten, wirbelnd wie ein Tornado, ihr Ziel mein Herz. Dunkelheit rauschte wie eine Welle durch mich durch, wollte meinen Körper zum Bersten bringen, mich zerfetzen und brechen. Salzige Flüsse aus Tränen rannen über meine Wangen, tropften von meinem Kinn und wollten einfach nicht stoppen. Ich atmete nur noch

abgehackt und würde am liebsten... ich wünschte mir, dass das alles ein Missverständnis war. Aber das konnte es nicht sein. „Nein... nein...“. Eine warme Hand an meiner Schulter ließ mich hochfahren und durch den Tränenschleier erkannte ich kaum, wer vor mir stand. Dann schnappte ich nach Luft. Es war... Cailan. Eindeutig. Seine Konturen flimmerten zwar ein wenig, doch er war es! Er schien aus diesem seltsamen blauen Nebel zu bestehen, doch er festigte sich vor meinen Augen immer weiter. „Ich... ich..“. Ich musste würgen. „Ich hasse dich!“. Cailan schlang einen Arm um mich und hob mich hoch, doch ich trat um mich, schlug und wand mich in seinem Griff. Er war abartig stark und hielt mich an seine Brust gedrückt, egal wie sehr ich zappelte. Seufzend stellte er mich dann doch wieder auf die Füße und sah mich offen an. „Nur zu“, flüsterte er. „Lass es raus“. Am liebsten hätte ich ihm diesen Gefallen nicht getan – aber mein Körper verriet mich auch so. Da konnte er ruhig auch meine Gedanken kennen. „Ich hasse dich!“, schrie ich ein weiteres Mal, „Fass mich nicht an! Wie.. wie kannst du... das ist deine Schuld!“. Ich schlug nach ihm, doch meine Hand ging ins Leere. „Ich bin nur ein Teil von meiner Seele. Ich kann dich berühren, du mich aber nicht“, sagte Cailan und sah mir weiterhin in das tränenüberströmte Gesicht. Vorsichtig trat er einen Schritt auf mich zu und streckte die Hand aus, doch ich wich sofort zurück. „Ich kann das nicht“. Meine Stimme war zu einem Flüstern verebbt. „Ich kann das nicht... diese Welte... ich brauche das! Ich brauche dich... Chronisten... Zeitjäger... Timari“. Selbst mein Flüstern brach bei ihrem Namen und ich würgte erneut. „Du hast sie verraten!“. Gut. Wenn ich schrie, konnte meine Stimme nicht so leicht brechen. Sonst würde ich Cailan schwach erscheinen. „Du hast ihr etwas vorgespielt, du hast sie hintergangen du hast gesagt, dass du sie liebst! Du hast sie geküsst! Wie?! Wie kannst du dich selbst ertragen?! Wie kannst du von ihr wollen, dass... dass sie dir vertraut?! Du hast... du hast tatenlos zugesehen wie sie gefoltert wurde!! Du bist der Grund aus dem sie gefoltert wurde! Und du hast einfach daneben gestanden und über ihre Schreie gelacht...“. Ein dunkler Schatten huschte über Cailans Gesicht und seine Miene verhärtete sich. Entschlossen trat er einen Schritt auf mich zu und nahm mich in den Arm. Zu geschockt um mich zu wehren ließ ich es geschehen, da beugte er sich zu meinem Ohr hinab. „Vertrau mir!“, flüsterte er, dann begann er zu verblassen und ließ mich alleine mit meinen Tränen zurück.

\*\*\*

Ich musste, ohne es gemerkt zu haben eingeschlafen sein. Die Erschöpfung des Weinens hatte mich in einen unruhigen Schlaf getragen, voller Albträume und Timaris Schreien. Ein leises Klopfen ließ mich hochschrecken und Mr. Ferlston steckte vorsichtig seinen Kopf durch die Tür. Als er mein verquollenes, verweintes Gesicht sah, verdunkelte sich seine Miene. „Du hast gelesen“, stellte er fest und ich nickte schwach. Er fuhr sich seufzend mit der Hand übers Gesicht, kam hinein und setzte sich mit einigem Abstand zu mir auf den Boden. „Ich habe dich gehört. Die Schreie. Das Weinen.“ Ich merkte wie mein Gesicht rot anlief, doch er setzte nur ein trauriges Lächeln auf. „Ich weiß wie es dir geht. Und ich weiß auch was dabei... passiert ist. Mit den Gestalten“. Verblüfft drehte ich meinen Kopf zu ihm und er nickte langsam. „Es ist mir selbst schon passiert. Nur hier, in meinem Laden. Aber schon oft. Und je stärker die Emotion war, desto deutlicher wurden die Bilder.“ Ich hätte gerne gesagt, dass mich das alles verschreckte oder wenigstens verwunderte – doch nach den letzten Stunden hätte er auch sagen können, dass er vom FBI und ich sein Geheimauftrag wäre. Oder, dass er mit Tieren sprechen konnte und ein Zauberer war. Ich hätte ihm jedes Wort geglaubt. Doch leider half es mir nicht. Cailan hatte Timari verraten – und mich. Und das konnte ich ihm weder verzeihen, noch konnte ich die Wunden vernähen, die der Verrat hinterlassen hatte. „Aber Grace...“. Unwillig hob ich den Kopf. Am liebsten wäre ich jetzt alleine. „Vielleicht solltest du ihm eine Chance geben. Charaktere neigen dazu, dir einen guten Rat mit auf den Weg zu geben. Und glaub mir... meistens ist es für seine persönliche, psychische Gesundheit besser, wenn man diesen befolgt“. Ich schnaubte leise, doch Mr. Ferlston nickte nur bestätigend. „Ich spreche aus Erfahrung“, sagte er noch, dann verließ er das Zimmer. Und ich blieb einfach sitzen, unwillig etwas anderes zu tun als die Wand anzustarren und zu hoffen, dass Timaris Wunden besser verheilten als meine. Doch wie ich sie kannte, würden sie das nicht.



\*\*\*

„Bitte. Vertrau mir!“  
„Ich kann nicht! Versteh es doch!“  
„Bitte Timari, nur noch ein letztes Mal! Ich schwöre, ich-„  
„Du schwörst? So wie du geschworen hast, dass du mich liebst?“  
„Das tue ich! Ich liebe dich, Timari, ich-„  
„Lass es einfach. Mach es nicht noch schlimmer als es sowieso schon ist“  
„Was muss ich tun?“  
„Was?“  
„Was muss ich tun um dir zu beweisen, dass ich dich liebe?“

\*\*\*

Ich hatte auf Mr. Ferlstons Rat gehört – doch noch nicht auf den von Cailan. Ich las weiter, doch ich konnte Cailan nicht wieder vertrauen. Noch nicht. Denn falls stimmt, was er sagte...

\*\*\*

„Für immer?“  
„Für immer“  
„Bis in alle Zeit?“  
„Bis in alle Zeit“  
„Sicher?“  
\*leises Lachen\*  
„Sicher“  
„Ich liebe dich, Cailan“  
„Ich liebe dich, Timari. Danke, dass du mir vertraut hast“.

\*\*\*

Zum ersten Mal, seit Freitagabend konnte ich die Buchhandlung von Mr. Ferlston verlassen. Ich hatte mich nicht in ihm getäuscht. Und er hatte Recht behalten, was seinen Rat anging. Es hatte mich viele Tränen, Nerven und Mühe gekostet, doch ich hatte es geschafft. Ich hatte Cailans Rat befolgt und ihm vertraut. Ihm vertraut, das Richtige zu tun. Und es hatte sich gelohnt. Er hatte nicht aus Selbstschutz gehandelt. Er hatte gehandelt um Timari zu beschützen. Dass dieses ganz gut auf sich selbst aufpassen konnte hatte er dabei zwar außer Acht gelassen, aber dennoch – ohne seine Kooperation würde Timari jetzt vermutlich nicht mehr leben. Die Chronisten hatten herausgefunden, dass er sich in eine Zeitjägerin verliebt hatte, lange bevor er selbst es überhaupt gewusst hatte! Sie hatten ihn erpresst und vor die Wahl gestellt: Folter für Timari, damit sie einige der Geheimnisse der Zeitjäger ausplauderte und damit auch ihr Leben oder aber Cailans weitere Verschwiegenheit, die er dann mit ihrem Leben hätte bezahlen müssen. An dem Tag ihrer Folter hatte er mit ihr reden und ihr von seinem Dasein als Chronist und der Drohung erzählen wollen. Doch er hatte bereits gehört wie die Soldaten auf dem Weg waren. Also hatte er sich auf das allerwichtigste beschränkt: dass er Timari liebte. Im Folterkeller hatte er sich gewünscht an ihrer Stelle zu sein, obwohl oder eher weil er wusste wie qualvoll sie war. Er hatte sich gewünscht sie von ihren Qualen erlösen zu können, doch stattdessen hatte er gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Er hatte gelacht, während Timari gefoltert wurde und dafür hasste er sich selbst. Die Chronisten hatten ihre Seite der Abmachung eingehalten und Timari lebendig und in einem Stück wieder freigelassen. Sie hatte nicht geredet. Doch die Schmerzen die die Folter ihr zugefügt hatten, waren nicht annähernd so schlimm wie die Schmerzen die Cailans Verrat ausgelöst hatte. Sie wusste nichts von dem Deal und glaubte er hätte sie wirklich hintergangen. Doch Cailan versuchte sie immer wieder zu überzeugen, dass er es nur für sie getan hatte. Er fragte, was er tun müsse damit sie ihm glaubte. Und sie stellte ihn vor eine schier unmögliche Aufgabe: er musste das Buch zurückbringen. Kein Chronist bei klarem Verstand hätte das je getan, doch er

sagte, ohne mit der Wimper zu zucken, zu. Ab dieser Stelle hatte ich langsam wirkliches Vertrauen in ihn wiedergefunden. Als er dann wirklich, mit dem gestohlenen Buch vor ihr stand und sie fragte, ob sie ihm jetzt glauben würde, hatte ich nur glücklich lachen können. Die Geschichte war gut ausgegangen, es hatte einige schmerzhafteste Verluste gegeben, doch letztendlich überwog das Glück.

Und jetzt stand ich hier, an der Eingangstür der Bibliothek, Montagmorgen und hatte zum ersten Mal seit sehr, sehr langer Zeit das Gefühl, dass nicht nur in Cailans und Timaris Leben alles gut enden würde, sondern auch in meinem. Dass ich es hinkriegen würde. Und das notfalls auch auf ein paar Umwegen.

# „Ein letzter Tanz“ von Johanna Ziehl

Tänzelnd und leise schwebten die Klänge einer Melodie durch das Zimmer. Es war ein kleines Zimmer, womöglich das allerkleinste. Aber auch das Gemütlichste. Nicht nur wegen der ruhigen Musik, die fast einschläfernd wirkte, sondern auch wegen der molligen Wärme des Kamins, des zuckrigen Duftes nach Plätzchen und dem Anblick eines winzigen, aber dennoch prächtigen Tannenbaums vor dem Feuer. Das Kaminfeuer knisterte beinahe rhythmisch zum stillen Liedlein im Hintergrund, als würden die durch die Luft gleitenden Töne sein Wesen formen, es gar inspirieren.

Das kleinste Zimmer lag in dem leersten Haus, umgeben von einem weißen Meer aus Schnee. Und in dem Zimmerchen hockte eine Dame. Oder mehr das, was von ihr noch geblieben war. Sie war keine richtige Dame mehr, eher eine alte, bröckelnde Frau. Doch das kümmerte sie nicht. Sie hatte ihre Jugend hinter sich und war müde vom Leben. Sie war sorglos. Denn warum sollte sie sich jetzt noch Sorgen machen? Sie hatte es warm, sie hatte Gebäck und einen Tannenbaum. Eigentlich wollte sie nur gedankenlos in ihrem Rollstuhl mit einer Decke vor sich hin dösen.

Doch es gab etwas, das diesen herrlichen Wunsch nach ganz hinten in ihre Gedanken verbannte. Die Dame versuchte sich zu erinnern. Das Erinnern fiel ihr schwerer. Heute am allerschwierigsten.

Wieder schwankte ihr Blick verstohlen zu der Person neben ihr im Sessel. Sie saß dort, seit sie aus ihrem Mittagsschläfchen erwacht war. Eine Person, gekleidet in dunkle Farben, die ganz und gar nicht in ihre gemütliche Welt passten. Doch dieses Problem war wohl das Geringste. Denn sie wusste nicht, wer diese vermutlich männliche Person, der enormen Größe nach zu urteilen, war. Und jedes Mal, wenn sie ihn anblickte, vermochte sie nichts Genaueres zu erkennen. Es war, als schäue sie in ein leeres Gesicht. Sobald sie sich dann abwandte, um sich an das Gesicht zu erinnern – wieder nichts. Keine Lippen, keine Nase, keine Augen. Es war, als könne sie die Gestalt nicht erfassen. Nicht verstehen. Und das beschämte sie zutiefst. Sie gab sich die Schuld dafür. Sie schämte sich für ihr Unvermögen und hoffte bloß der Fremde möge ihr dieses nicht anmerken.

„Wer bist du?“, erklang nicht die Stimme der Frau, sondern die der Gestalt.

Überrascht reckte die Frau den Hals und legte eine Hand betroffen auf die Brust, so als wollte sie wissen, ob er wirklich sie meinte. Die Geste war natürlich vollkommen überflüssig, da sich niemand außer den beiden in dem Raum befand, der hätte gemeint sein können.

„Ja, du. Erzähl mir von deinem Leben. Dann erzähle ich dir etwas aus meinem.“

Es klang wie die Aufforderung zu einem Spiel. Ein Spiel, das sie vielleicht vergessen hatte? Sie wusste es nicht. Bevor sie antwortete, schaute sie sich kurz ratlos um, als erwartete sie von jemandem die Erlaubnis, sich auf diese Unterhaltung einzulassen.

„Ich kann dir von dem Leben erzählen, das ich einst führte. Denn mein Leben jetzt ist nicht sonderlich spannend“, begann die Dame zittrig, und ihre eingerostete Stimme zeugte deutlich von ihrem Alter.

Mit einem Nicken und einer sonderlichen Geste – falls die Geste einer sonderlichen Gestalt noch sonderlicher als diese selbst sein konnte – stimmte er zu.

Daher beschloss sie, ihm vom interessanten Teil ihres Lebens zu berichten. Wahrscheinlich auch in der Hoffnung, dass er danach seine eigene Identität offenbaren würde und ihr half, sich an ihn zu erinnern.

„Ich war ein äußerst lebendiges junges Mädchen. All meine Träume und Hoffnungen waren zu einem großen Bündel geformt, das ich als Strahlen auf meinem Gesicht trug. Diese Träume waren mannigfaltig, doch einer wurde immer größer und schwerer, sodass ich beschloss, diesen Diamanten zu formen. Ich wollte tanzen. Ich liebte den Tanz, und die Vorstellung, als Tänzerin über die Bühne zu schweben, entzückte mich derartig, dass alles in mir vor Leidenschaft kribbelte.“

Sie wusste noch genau, wie sich das damals angefühlt hatte. Es war das heißeste Brodeln in ihrem Inneren, das sie so feurig über den Parkettboden der Tanzschule gleiten ließ. Und je mehr sie sprach, desto klarer erschienen die Bilder der Vergangenheit in ihrem Kopf.

„Du warst nicht immer in dem Rollstuhl?“, fragte die dumpfe Stimme des Fremden.

Die Dame lächelte schwach. „Nein, nicht immer“, antwortete sie, unsicher zunächst, ob sie diese Geschichte teilen sollte. Denn es war eine von jenen, die am Ende für keinen gut ausgingen. Doch nach kurzem Schweigen sammelte sie den Mut, der ihren Mund zum Erzählen brachte.

„Ich war nicht nur hervorragend, ich war fantastisch. Mein Tanz war für die meisten die Krönung irdischer Schönheit. Ich selbst sah den Tanz ja nicht, aber ich spürte ihn, und er fühlte sich überwältigenden an. Ich tanzte, weil ich wollte, und nur für mich. Dennoch war meine Freude groß, als ich die Hauptrolle in dem Stück bekam, welches die Tanzschule einprobte, um am Tag der Aufführung das Können ihrer Schüler vor einem wichtigen Publikum zu präsentieren.“

Kurz seufzte die Frau. Es war ein Seufzen, so tief und bedauernd, dass jeder, der es gehört hätte, das Ende der Erzählung nicht mehr zu hören benötigte, da er es nun schon kannte.

„Doch etwas stand mir im Weg. Es war die Eifersucht. Nicht meine, sondern, die einer Freundin ... oder eher einer Konkurrentin. Sie empfand Hass. Einen bitteren und kalten Hass auf jeden Schritt, den ich auf der Bühne tanzte. Denn wäre ich nicht, dann wäre sie. So also geschah es bei der Generalprobe. Ich war entzückend, denn ich hatte viel geübt. Jedoch als der schwierigste Sprung kam, wurde ich gestoßen, geschubst, sodass ich stürzte. Sie hatte ihr Ziel erreicht, ich konnte nicht an der Aufführung teilnehmen. Aber noch mehr war geschehen. Ich würde nie mehr wieder tanzen. Ich war so unglücklich gefallen, dass meine Tanzkarriere endete, bevor sie überhaupt begann.“

Es schmerzte ein wenig, sich zu erinnern. Es brannte heiß auf ihren Wangen. Ja, alles in ihr glühte, denn in jenem Moment des Erinnerns war es, als durchlebte sie ihre Geschichte noch einmal.

Die Gestalt wirkte verändert. Wahrscheinlich zeigte er eine Regung von Gefühlen, die die Frau nicht interpretieren konnte, da sie wie zuvor sein Gesicht nicht erkennen konnte. Mit einem Räuspern setzte er zum Sprechen an. „Das war böse. Ungerecht. Herzlos. Das war unverzeihbar. Du musst diese Frau bis heute verabscheuen, bis heute hassen, ihr das Schrecklichste wünschen.“

Da lachte die alte Dame plötzlich laut auf. Es war ein Lachen, wohl um auszudrücken, dass die flammende Empathie des Wesens sie rührte, aber auch, um ihm zu zeigen, wie falsch es lag.

„Aber nein! Natürlich war meine Wut zunächst groß und mein Kummer rau. Aber nach all den Jahren kann man nicht mehr hassen. Denn die Welt ist nicht schwarz-weiß. Es gibt nicht nur groß oder klein, warm oder kalt, gut oder böse. An jenem Tag, als sie meine Zukunft zerstörte, zerbrach ihre mit. Sie empfand Neid, welcher wie ein Gift die Nerven und Sinne betäubt. Und als sie dann erkannte, was sie getan hatte, war es für mich nicht mehr nötig, ihr niemals zu verzeihen, denn sie würde sich selbst niemals vergeben können. Sie empfand nun den Hass, der einst mir galt, gegen sich selbst. Und ich weiß, was ihr Hass bei mir angerichtet hatte. Wir waren so jung und so naiv. Wir hatten alles für viel zu wichtig genommen. Ich bin ihr nicht böse. Ich habe schon lange verziehen, und ich hasse nicht. Denn das Resultat solcher Gefühle ist sinnlos und schmerzhaft.“

Würde man den Begriff Ehrlichkeit auf der ganzen Welt suchen, so würde man ihn in den Worten der alten Frau wiederfinden. Sie war im Reinen mit sich selbst und ihrer Vergangenheit. Hier, an diesem unscheinbaren kleinen Ort, saß eine Dame, die nichts und gar nichts anderes als Frieden empfand.

Dies rührte die fremde Person so sehr, dass die Erzählung der Frau noch lange als Echo in dem Raum hing. Es war ein nachdenkliches Schweigen, das die Stille ausfüllte. Es war das lauteste Schweigen aller Zeiten.

„Aber bitte, erzähl mir nun von dir“, bat letztendlich die Dame.

Es war, als habe die Gestalt nur auf diese Bitte gewartet, denn plötzlich erhob sie sich. Der Fremde war riesig und ging auf sie zu. Sie hatte keine Ahnung was er wollte, doch sie fürchtete sich nicht, weder vor seiner Größe noch vor der dunklen Kleidung. Sie wartet ab, was geschehen würde. Ihr verwunderter Blick folgte seiner Hand,, als er sie ihr hinhielt.

„Du weißt bereits, wer ich bin. Und nun weiß ich, wer du bist. Ich möchte dir etwas geben, bevor ich dir etwas nehme“, raunte seine Stimme durch den Raum.

Die Verwirrung in den schwachen Augen der Frau wurde noch größer.

Er fuhr fort: „Ich möchte dich um einen Tanz bitten!“

Sie schmunzelte über diese dümmliche Bitte. Er hatte doch eben zugehört. „Aber das geht doch gar nicht. Ich kann nicht“, erklärte sie eindringlich und hoffte, er würde nun begreifen.

„Reiche mir deine Hand.“

Und auf einen Schlag, mit diesen Worten erkannte sie, dass nicht er bereifen musste, sondern dass sie es eben begriffen hatte. Und so legte sie ihre Hand in seine. Mit einem Mal wusste sie, wer er war, was er wollte, und sie war froh.

So stand er nun vor ihr und zog sie zu sich hoch. Mit einem Ruck fühlte sie sich federleicht, zugleich spürte sie viel mehr als all die Jahre zuvor. Ihre Beine lebten. Sie konnte sehen, laufen, sogar springen. Arm in Arm schritten die beiden, zu Anfang, mit langsamen Tanzschritten, durch den Raum, da sie befürchteten, dass der Platz nicht reichen würde, um mit mehr Elan zu tanzen. Doch plötzlich schien das kleinste Zimmer das allergrößte zu sein. Und das leere Haus das vollste. So groß und mächtig, dass sie sich darin für immer verlieren würden. Es war eine Herausforderung, es zu erkunden und mit jedem Schritt mehr zu erfassen. Es war ihre private Bühne, das silberne Mondlicht der Scheinwerfer, der nur darauf gewartet hatte, an diesem Abend durch die Fenster zu scheinen.

Also tanzten sie. Sie tanzten so leidenschaftlich, dass der Frau die Tränen in die Augen stiegen. Wie sehr hatte sie dieses Gefühl vermisst. Wie dankbar war sie, es nun wieder spüren zu dürfen. Es war, als glitten sie durch einen Ozean aus warmen Gefühlen, begleitet von den leichten Brisen der Lebendigkeit. So klar hatte die alte Dame lange nicht gesehen, sich erinnert. Ihr Leben lief erneut vor ihren Augen ab, und nichts davon hatte sie vergessen. Sie war erleichtert, nun endlich frei zu sein. Und voller Glück, ihr Leben mit einem Tanz zu verlassen. Das war immer ihr letzter Wunsch gewesen.

Es war ihr letzter Tanz.